

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1938

51 (18.12.1938)

Der Führer

AM SONNTAG

Sonntag, 18. Dezember 1938

Folge 51 / Jahrgang 1938

Mütter * vor * Weihnachten *

Von H. HECKER

Es ist ein eigen Ding um die Vorweihnachtszeit: Keiner vermag sich ihrem Zauber zu entziehen, feiner, und sei er noch so alt und innerlich ausgebrannt, verbittert oder liebeleer. Das Leben mag noch so grauam mit uns umgesprungen sein, in der Zeit vor der Weihnacht ist es, als wenn die alten Narben weniger schmerzen; die Erinnerung nimmt uns sanft bei der Hand und führt uns, wenn wir gar nichts anderes mehr zum freuen hätten, zurück bis in die Zeit, wo auch uns der Glanz der Weihnachtskerzen und Mütter Lächeln das Herz froh machte. Dies Fest aller Feste können wir uns ohne die Mutter gar nicht denken. Fragte da neulich ein kleines Mädel ernsthaft: Mutter, hat der Weihnachtsmann noch mehr zu tun als Du? Es ist ja wohl annehmlich, aber mehr als unseren lieben Frauen (ich meine jetzt alle, ob sie verheiratet sind und Mütter sind oder nicht) mehr als sie jetzt in diesen Wochen schaffen, mehr können sie wirklich nicht leisten. Sie verknüpfen sich förmlich. Mit unerhörlicher Geduld beantworten sie die vielen Fragen der Kinder, geben Ratschläge und Hilfen bei den Weihnachtsarbeiten und erübrigen auch noch die Zeit, um mit der kleinen Gesellschaft die Herrlichkeiten in den Schaufenstern zu betrachten und Wunschzettel nach Diktat zu schreiben. Was wird neben all der laufenden Tagesarbeit nicht noch überlegt und eingekauft, geschmachtet und gebastelt, gebachtet und getocht! Nicht etwa nur für die eigene enge, und weitere Familie. O nein, Mütter, und Mütter wären wohl gerade in der Vorweihnachtszeit sehr arm und ohne die nimmermüde Schaffensfreude aller großen und kleinen Mütter. Im BDM, im Frauenwerk und in der M.E.-Frauenshaft, in Kinder- und Jugendgruppen regen sich zu Tausenden die fleißigen Hände, um andere Hände zu füllen; jede freie Minute, auf der Fahrt zum Dienst, in der Mittagspause, ja selbst im Wartezimmer des Zahnarztes wird ausgenützt, um nur ja alles zu schaffen. Die Mütter wissen, jetzt würde Mutter die verlockendste Einladung zu Theateraufführung oder Modenschau mit einem mitleidigen Lächeln ablehnen: Aber ich habe doch gar keine Zeit! Und die Mütter wären nicht einmal gekränkt über die Abweisung!

In anderen Zeiten hat es leicht etwas Komisches an sich, wenn Männer mit toderntem Gesicht und von der Wichtigkeit der Angelegenheit überzeugt, sich um die Geheimnisse eines Backrezeptes oder einer besonderen Speise mühen. Nur in der Vorweihnachtszeit kommt uns das ganz selbstverständlich vor, vor allem, wenn als bekräftigender Schlusssatz auf nicht immer ganz richtige Erklärungen der Sas folgt: Zu Hause meine Mutter hat das so gemacht! Die Mütter erzählen plötzlich: Als ich noch ein kleiner Junge war ... und die Mütter denken mit heimlichem Lächeln an die Zeit, wo sie sich, wie nun

ihre eigenes kleines Mädel schon, als fleißige Helferin bei der Weihnachtsbäckerei betätigen durften.

Ist das Weihnachtsfest nicht eigentlich ein Fest der Mütter? Ich meine nicht nur, weil sie die Hauptarbeit dafür zu leisten haben. Aber wir können uns diese Dezemberberge mit all ihren Heilighelten doch gar nicht denken ohne sie, genau so wie uns der reichste Gabentisch nicht freuen würde ohne Mütter liebevolles Mitfreuen. Seele der Festvorbereitung, Trägerin der Stimmung ist und bleibt die Mutter. Leider — die Gefahr liegt ja sehr nahe — ist es nun in vielen Familien so, daß keine rechte Vorweihnachtsstimmung aufkommen will. Warum? Einfach darum, weil die Geschäftigkeit der Hausfrau zu groß ist. So groß, daß sie das Wesentlichere darüber vergißt und ihre beste Kraft in Kleinigkeiten erschöpft.

Wer Gelegenheit hatte, die Weihnacht in verschiedenen Gauen unseres deutschen Landes zu erleben, wird staunend festgestellt haben, wie vielfältig die mit dem Fest verknüpften lieben alten Bräuche sind, die man oft jahrhundertweit zurück verfolgen kann, und wie unheilbar die Menschen, vor allem in ländlichen Gegenden, an diesen ihren Bräuchen festhalten. Geht man ihnen nach, dann wird man aber in aller Vielfältigkeit und trotz aller Abwandlungen ein Gemeinames feststellen können. Und dieses Gemeiname wurzelt letzten Endes in dem Glauben unserer Vorfahren. Es lohnt sich schon, sich in diese Gedankengänge zu vertiefen, nicht um unser Begriffswissen zu bereichern, sondern um aus dem Erleben der Zusammenhänge her unser Fest bewußter zu gestalten und der Gefahr der Veräußerlichung zu entgehen.

Wir haben ein Recht darauf, die Weis-Nacht als ein zutiefst deutsches Fest für uns in Anspruch zu nehmen. Es soll kein Vorwurf sein, wenn wir sagen: Draußen die andern können Weihnachten nicht so feiern wie wir. Sie können es tatsächlich nicht, einfach darum, weil ihnen die erste und letzte Voraussetzung dafür fehlt: die Verwurzelung in unserer Art, in einer Lebensauffassung, die von dem wundervollen Gleichklang in allem Lebensgeschehen wußte und wieder weiß.

Es kommt uns in den Städten vielleicht nicht so stark zum Bewußtsein, aber gespürt haben wir es, unbeschadet aller blendend hellen Lichtreflexe doch schon: Wenn im November erst ein paar Tage lang die Nebel ziehen und Regenschleier vor den Fenstern hängen, dann erscheint uns auf einmal Frühlingsschnee, Sommerglanz und herbliche Farbenbuntheit wie ein fernes, fernes Märchen. Hoffnungsloser Druck legt sich den Menschen auf die Seele, unwillkürlich rufen sie enger zusammen und sehnen sich nach Licht, nach Wärme, nach irgendeinem Zeichen, das ihre Lebensfreude nicht verkümmern läßt. Es ist nicht von ungefähr, daß wir im November das Toten-



In der Dämmerstunde

fest feiern. Wir fühlen uns den Verstorbenen nähergerückt in einer Zeit, in der alles in der Natur von Vergessen und Wandlung spricht, und die Sonne nur in kurzem Bogen ein kraftloses Licht spendet.

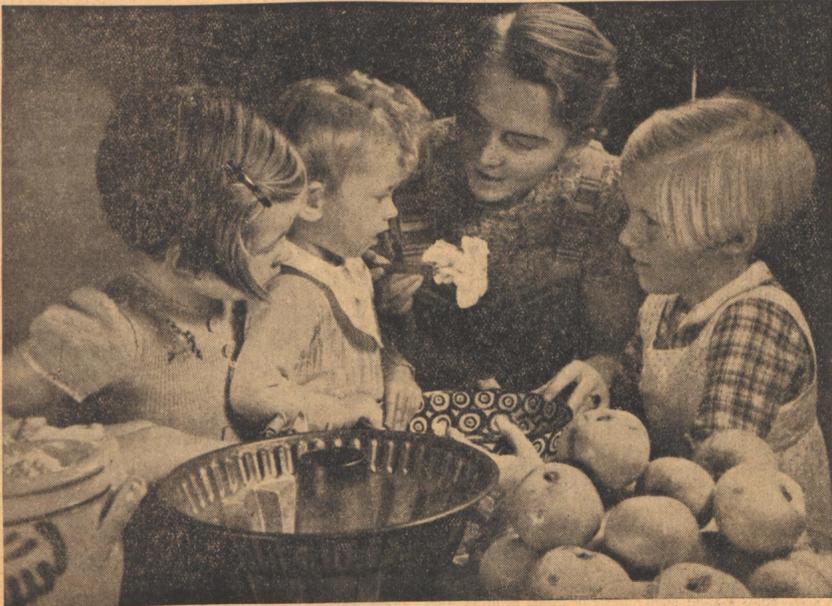
Haben wir es als Volk in jahrelanger bitterer Not nicht auch ganz durchlebt? Je größer das Dunkel, desto stärker war die Sehnsucht nach dem Licht. Je hoffnungsloser scheinbar die Zukunft, desto inbrünstiger glaubten wir und warteten auf ein Zeichen.

In der Vorweihnachtszeit ist solch ein Zeichen das Erscheinen des Nikolaus, der uns Freude und Erwartung schenkt; und Sinnbild unseres Wünschens ist uns der Adventskranz, an dem jag ein Licht nach dem andern aufklimmt, so wie unsere Sehnsucht nach dem hohen Schein immer härter wird und immer stärker nach Erfüllung verlangt. Wenn unseren Vorfahren die ersten jungen Strahlen der neuen Sonne leuchteten, wenn also ihr Hoffen sichtbar Wahrheit wurde, dann feierten sie ihr höchstes Fest: die Jussener wurden einfach in dankbarer Freude darüber, daß die Sonne sich wieder verjüngt hatte, so wie das Menschengeschlecht es immer wieder aufs neue tut. Die Ehrfurcht vor dem Wunder der Lebenswerdung, die wir bei jeder Geburt immer wieder erleben und durch die auch wir, trotz aller Naturentfremdung, miteinander sind in die großen Naturgehe, diese Ehrfurcht ließ unsere Vorfahren die Mitwinternacht als heiligste Nacht des Jahres den Müttern geweiht sein, als Weis-Nacht — Weihnacht. Mütter sind Lebens- und Lichtbringerinnen. Weil nun der Sinn der alten Weis-Nacht die Freude über die Geburt des Sonnenkinds ist, deshalb gehört die Gestalt des Kindes mit der Mutter unter den immergrünen Baum, der als Symbol des sich ewig erneuernden Lebens erheilt wird. Alles, was Leben hat und Leben gibt, schmückt sinnbildlich den Baum: Mann, Frau und Kind, Fisch und Vogel und Waldgeier, Abbilder von Sonne, Mond und Sternen, von Blume und Baum und alle winterharte Frucht aus Wald und Feld. Freude und Dank aber entzünden die strahlenden Lichter zu dem Fest der Gemeinamkeit, die nach der Zeit des Dunkels und der gemeinamen Not doppelt groß ist.

„Wandern wir in dieser Nacht zu jedem Kind, weil in seiner kleinen Hand die Stern' geborgen sind.“ Weil wir das wissen, daß in den Händen unserer Kinder die Sterne der Zukunft unseres Volkes ruhen, und weil wir wissen, daß zu wirklicher Mannesreife und gutem Frauentum rechtes Kindgewesenheit gehört, deshalb ist es vor allem Vorrecht der Mütter, sich zur Weihnacht beschenken zu lassen. Nicht nur mit den Dingen, die da unter dem Lichtbaum Stürme des Jubels und andächtig stilles Entzücken hervorgerufen. Nein, beschenkt zu werden durch die Mütter mit einer Vorweihnachtszeit, die den jungen Seelen unverlierbarer Besitz wird. Mit Stunden und Tagen, in denen ihnen langsam von innen her das Wissen wächst von deutscher Weisheit. Können wir unsern Kindern wertvolleres geben als die Erkenntnis, daß sie, wie der uralte Weihnachtsbaum verwurzelt sind in der Seele ihres Volkes, und daß ihnen von dorther über Zeit und Raum hinweg immer neue Kraftströme fließen? —

Sie meinen, das seien viel zu große Worte um diese Dinge? Gewiß, wir werden sie den Kindern nicht sagen, sie würden uns verständnislos ansehen und sich z. B. für den Sackinhalt vom Weihnachtsmann viel interessierter zeigen, oder sich angelegentlich erkundigen, wann wohl der Wunschzettel mit dem Stüchlein Zucker von der Fensterbank abgeholt worden ist. Aber weil wir Großen den Kindern ein Stück Erkenntnis voraus haben, ihnen auf dem Lebenswege ein wenig voraus sind, deshalb haben wir, und da vor allem die Mütter, es in der Hand, ihnen die Vorweihnachtszeit zu besetzen. Trotz aller Geschäftigkeit wollen wir uns doch die Zeit nehmen, zu dem abendlichen Lied beim Schein der Adventskranzkerzen, zu Liedern und Märchen, zu einer warmen Stunde mit Bratäpfeln und Pfefferküssen, zum Füttern der Vögel, zu einem Gang durch den heimlichen Winterwald! Wenn unsere Kinder vieles vergessen, diese Zeit vergessen sie nie und geben später davon einmal weiter an die eigene kleine Schar.

Fest der Mütter! Fest der Kinder! Es lohnt sich wirklich, es in diesem Sinne zu gestalten, das Fest der Weisnacht!



Die Kleinen beim Backen. Aufnahmen: Elisabeth Hase

BREISACH 1638

Von Rudolf von Eichthal

Ein unbekanntes Blatt deutscher Heldengeschichte / In keinem Lehrbuch zu finden

Die Belagerung, die hier kurz geschildert werden soll, ist in keinem Lehrbuch zu finden, und selbst gewiegte Historiker kennen sie kaum dem Namen nach. Und doch haben Vorkämpfer und Belagerte gerade dieser Zeit eine weit mehr als ihre Soldatenpflicht getan: Sie haben den ihnen anvertrauten Platz, abgesehen von allem Anfang an seine oder so gut wie keine Lebensmittel besaß, den noch gegen den Ansturm des größten damals lebenden Heerführers und eines übermächtigen Belagerungsheeres vier Monate lang tapfer und heldenhaft gehalten, und die Festung erst dann übergeben, als sie durchgängig nur noch Leichenhaufen und vergammelte Gerippe enthielt.

Gemeint ist die kleine Aheinfestung Breisach. Ihr ruhmreicher Befehlshaber aber war der heute gänzlich unbekannte kaiserliche Feldzeugmeister Melchior Freiherr von Heintz.

Das Kriegsjahr 1638 — das zwanzigste des unglücklichen deutschen Dreißigjährigen Krieges — ließ sich für die kaiserlichen Waffen nicht günstig an. Nach den glänzenden Erfolgen der Jahre 1634 (Siege bei Nördlingen) und 1635 (Friede in Prag mit den Schweden) war infolge der Kriegserklärung Frankreichs (Mai 1635) ein entscheidender Umsturz eingetreten. Den ausgerückten, glänzend ausgerüsteten und geführten Kriegsheeren Ludwigs XIII. vermochten die ausgebluteten, übermüdeten und abgemagerten Heere des Kaisers um so weniger die Waage zu halten, als sie gerade damals mit Ausnahme Johann von Werth's keinen wirklich bedeutenden Führer besaßen, während die verbündeten Gegner gleich über drei gewaltige Kriegsheere — Bannern, Comds und Bernbards von Weimar gebildet. Erfolg und Fortschritte waren für die kaiserliche Sache so ganz wie verloren, auch in den Niederlanden standen die Dinge nicht günstig.

Mitten im heißen Winter 1637/38, während die Heere von Freund und Feind im Winterquartier liegen und kein Mensch es ahnt, bricht Bernhard von Weimar überrompelt die nur mit schwachen kaiserlichen Besatzungen versehenen Waldstädte Sickingen, Waldshut und Lautenbach und beginnt die Belagerung der kleinen Festung Rheinfelden (15 Km. östlich Basel). Als der kaiserliche General Herzog von Savelli mit einem Heer zum Entsatz heranzieht, hebt der Weimarer die Belagerung zum Schein auf und zieht sich listig ins Gebirge zurück. Drei Tage später, am 9. März 1638, aber er scheint er überfallen wieder, fällt über das abzunehmende bei Rheinfelden lauernde kaiserliche Heer her und bereitet ihm eine vernichtende Niederlage. Alle kaiserlichen Generale, der Herzog von Savelli, der berühmte Johann von Werth, Ernst von Sprockel, werden gefangen, Rheinfelden fällt in die Hand des Siegers, ungehindert überschreitet der nun der Rhein, besetzt Freiburg und den ganzen Breisgau und ist fortan tatsächlich Herr eines erträumten zukünftigen Königreichs.

Ein einziger Ort des ganzen Gebietes leistet ihm noch Widerstand, und zwar gerade der, der dem ganzen Gau den Namen gibt und dessen Besitz zur ungehinderten Verbindung zwischen Breisgau und Elßas unbedingt notwendig ist: Breisach. Er liegt am rechten Rheinufer in der Nähe des berühmten Kaiserfriedhofes auf einem etwa 45 Meter hohen Felsen, der das Rheintal weithin beherrscht. Die Festung, auf die sich zu jener Zeit die eigentliche Festung beschränkte, hat nur etwa 2 Km. Umfang. Im Norden liegt in geringer Entfernung der Uferberg, damals mit einem Vorwerk, im Süden ein kleinerer Felsen, damals von dem festen Schloß Eckartsberg gekrönt. Die Festungswerke waren in gutem Stand, die Besatzung, etwa 8000 Mann, war ausreichend, den hartnäckigsten Widerstand zu leisten. Unglücklicherweise fehlte es aber von allem Anfang an fast gänzlich an Proviant. Die Vorräte reichten kaum für einige Tage, geschweige denn für eine mehrmonatige Belagerung.

Vor diesem Ort erweist nun im Mai 1638 der Herzog von Weimar mit seiner gesamten Kriegsmacht. Die Auforderung zur Uebergabe lehnt der kaiserliche Befehlshaber, obgleich er sich des fast totalen Mangels an Proviant bewußt ist, höflich ab, er rechnet damit, doch ihm die Belagerung des Rheinfeldes, bestehend aus österreichisch-bayerischen Heeren, entfallen werden. Während darüber läßt der Herzog von Weimar Breisach vom Ufer zum Ufer in hundertmeilen Umkreis mit einem mächtigen Wall und Graben umschließen und lagert sich, angelehnt an die Aussichtspunkte eines Sturmes davon, um jede Zufuhr von Lebensmitteln unmöglich zu machen und die Stadt auszuhungern.

Kein Ort am ganzen Oberrhein ist dem Kaiser zur Zeit treuer als Breisach. Man weiß, daß mit dem Verlust dieser Befestigung des Stromes, dieses „Schlüssels zum Elßas“ das Schicksal von ganz Vorderösterreich besiegelt

ist. Ungefährte ergeht an die im Breisgau und im Elßas stehenden kaiserlichen Generale Savelli, Gög und Karl von Voßungen der gemessene Befehl, dem bedrängten Breisach unter allen Umständen Entsatz zu bringen oder doch wenigstens mit Aufgebot aller Mittel Proviant hinzuzuführen.

Nun wäre es wohl das Klügste gewesen, wenn die kaiserlichen Generale sich geeinigt und den wilden Herzog von drei Seiten mit ganzer Kraft angegriffen hätten. Aber man konnte sich über den Oberbefehl nicht einigen. So geschahen die Angriffe vereinzelt, und sie mußten daher sämtlich mißlingen.

Anfangs August nähert sich das 12000 Mann zählende, von dreitausend Proviantwagen begleitete Heer des Grafen Gög, von Norden kommend, auf der Straße im Rheintal der bedrängten Festung. Sogleich rückt der inzwischen durch zwei französische Korps unter Guebriant und Turanne verstärkte Herzog von Weimar Gög entgegen, schlägt ihn am 9. August bei Wittenweiler — einem kleinen Ort am östlichen Rheinufer, etwa 35 Kilometer von Breisach — und nimmt den ganzen Lebensmittellager weg. Zwei Monate später, am 15. Oktober verliert Karl von Lothringen, durch den Sundaag heranziehend, das gleiche Mandat. Abermals acht der führe Herzog ihm entgegen und schlägt ihn in der Gegend von Hamm im Sundaag auf's Haupt. Sehn Tage später, am 25. Oktober, macht Gög, der sein Heer inzwischen wieder auf 16000 Mann verstärkt hatte, den dritten Versuch. Diesmal gilt der Angriff dem Hauptlager des Herzogs vor Breisach, der eben erst von Hamm kommend, zurückgezogen ist. Tatsächlich gelang es dem Kaiserlichen, in die Schanzen des Herzogs stürmend, einzudringen. Aber auch dieser Angriff wird, nicht mit überlegener Kraft geführt, abgelenkt. Alle drei Entsatzeversuche sind somit mißglückt. Damit ist das Schicksal Breisachs besiegelt.

Inzwischen ist die Lage in der sernierten Stadt fürstbar geworden. Vorrat schon vor der letzte Sach Wehl, das letzte Rind, das letzte Pferd aufgefressen. Aber dem wackeren Kommandanten fehlt der Mut nicht. Er läßt Brot aus Kleie, Baumrinde und Wäse herstellen, Bunde, Käben, Matten, Mäntel werden zu vielgelegten Lederriemen. Als es auch diese nicht mehr gibt, bezieht der Freiherr, das Leder der Stiefel und das Riemenzeug nach einem besonderen Verfahren aufzuweichen, so faden und zu zerbrechen. 5000 Mann, mehr als ein Drittel der Besatzung, sterben durch Hunger, in den äußeren und inneren Gräben, auf den Straßen liegen die Leiden hausenweise, kein Mensch hat mehr die Kraft, sie zu beerdigen. Schließlich geschieht das Schreckliche: Wer von den Soldaten

durch die Schiffe der Belagerer gefährt wird, wird also gleich erschossen und von den vor Hunger halb wahnsinnigen Verteidigern aufgefressen.

Endlich, Mitte Dezember, als auch nicht mehr der letzte Schatten einer Hoffnung auf Entsatz vorhanden ist und trotz eifriger Jucht die Verteidiger einander vor wütendem Hunger gegenseitig anzufrachten begannen, hat auch der eiserne Wille des Kommandanten ein Ende. Breisach ist nichts mehr als ein Besatzungs, dessen Besatzung die ganze Gegend weithin verheert. Breisach bietet die Kapitulation an, die ihm auch mit allen verbrüchlichen Kriegesregeln bewilligt wird. Amteitend Mann von den ursprünglich achttausend ziehen an diesem denkwürdigen Tage mit fliegenden Fahnen und allen Waffen aus den Toren der Stadt Breisach. Sie alle sind nicht mehr Soldaten, ja kaum mehr lebenden Menschen, sondern in Lumpen gehüllten, aus dem Grab getragenen Geistes. Ihre Knochenarme haben nicht mehr die Kraft, die Waffen zu halten, während des Ausmarsches trägt die Hälfte von ihnen lebloß zusammen. Selbst der tapfere Herzog ist vom Anblick aufs tiefste erschüttert.

Das war das Ende der Belagerung von Breisach, von der heute kein Mensch in deutschen Landen mehr etwas weiß.

Kardinal Richelieu war, als er die Nachricht von der Kapitulation erhielt, so entsetzt, daß er zu der eben damals im Sterben liegenden „aragen Eminenz“, seinem getreuen Vater Josef erste und dem schon Bemühten in die Dänen schrieb: „Herrn gefaßt, Vater Josef, Breisach ist unser!“

Aber der freibleibe deutsche Herzog von Weimar denkt nicht einen Augenblick daran, seine mit aragen Dänen erkaufte Eroberung den Franzosen auszuliefern. Im Besitz des Breisgaus und des Elßas wirft er seine Blicke nun auf das benachbarte Land der vermögenden Landgräfin Amalia von Hessen, die mit ihrer Hand ein Fürstentum und eine schöne Armee zu verdienen hat. Mit den drei Kindern am Rhein und zwei starken, wohlgerüsteten Kriegsheeren in der Hand, erlaubt er, wohlgerüsteten Parteien seinen Willen aufzuzwingen und einen Frieden diktieren zu können, aus dem er selbst als König hervorgeht.

Aber diese hochfliegenden Pläne setzt der Tod ein jähes Ende. Ein halbes Jahr später, am 18. Juli 1640, stirbt der noch nicht fünfundsiebzigjährige im Feldlager zu Neuenburg am Rhein an einer rätselhaften Krankheit, angeblich durch Gift, das ihm Richelieu durch den Weibarat Mandini eingeben ließ. Nach seinem Tode aber bemächtigt sich Frankreich seiner Heere und aller seiner Eroberungen.

Die Schatzgräber auf der Sausenburg

Von Paula Kromer

Unter Kankern bei Eibenkirch erheben sich auf dem Sausenberg die Trümmer der zerfallenen Sausenburg. Auffallend ist der noch sehr gut erhaltene runde Turm, der der Sage nach mit anderen Befestigungen zum römischen Festungswerk als Signalumrahmung gebildet hat. Die Spitze angeborene Burg gehörte den Markgrafen von Hochberg-Sausenburg, welche Landgrafen im Breisgau waren. Die Sage erzählt auch von unterirdischen Gängen, die die Feste mit der Propstei Würzburg, dem Kloster zu Eibenkirch und anderen Herrschaften verbunden haben sollen und von unehobenen Schätzen, die auf der Burg noch vergraben liegen sollen.

Einmal gingen vier Holzarbeiter von der Arbeit heim. Dabei erwarteten sie die hungrigen Kinder und sie sprachen davon, wie sie ungelohnt leben könnten, wenn es ihnen gelänge, den Schatz, der auf der Sausenburg vergraben liegt, zu heben. Doch erkannten sie sehr, als die graue Schloßburg vor ihnen lag. Sie trug, wie immer, wenn sie sich zeigte, einen großen Schlüsselbund an der Seite und ihre dunklen Augen sahen freundlich auf die vier Holzarbeiter.

„Ihr könnt den Schatz heben, wenn ihr das tat was ich euch sage“, sprach sie mit so klarer Stimme, daß ein kalter Schauer über der Männer Köpfe lief. Trotzdem blieben sie stehen und lauchten ihren Worten und sie sprach weiter: „Kommt von heute ab in der dritten Nacht, wenn Vollmond ist und grabt im Turme bis ihr auf einen eisernen Krallen stößt. Da wird ein Hund darauf liegen, aber fürchtet euch nicht vor ihm, hebt den Krallen heraus und der Schatz ist euer und ich bin endlich erlöst. Nur

eine Bedingung stelle ich: Sprecht mit keinem Menschen davon und wenn ihr den Schatz heben wollt, dürft ihr kein Wort dabei sprechen.“ Die Männer versprachen so zu tun, wie es die Jungfrau ihnen sagte, die plötzlich wieder verschwunden war.

Mit Fadel, Schaufeln und Sellen trafen sie heimlich in der von der Jungfrau bezeichneten Nacht den Weg zur Burg an und gruben um Mitternacht eifrig nach dem verborgenen Schatz. In etlicher Tiefe tiefen sie endlich auf einen eisernen Krallen und eilen sich sehr, um ihn freizubekommen. Als sie ihn bereits frei hatten, da lag ein großer schwarzer Hund darauf, der die Männer mit seinen Augen anstarrte. Sie schlangen ihn kurzerhand tot und machten sich nun daran, den Schatz zu heben. Da sah einer zufällig in die Höhe des Turmes und sah fest, wie ein mächtiger Schlüssel in einem dünnen Rahmen über ihnen hing. In der Mauer aber lag ein kleines verhängenes Mäntchen und wurde mit einer langen Schere immer nach dem Rahmen. Der Mann ließ einen hellen Schrei aus und lief davon. Die anderen liefen ihm nach und da begann ein Donnern und Poltern, daß sie glauben es hätte alles über ihnen zusammen. Der Jungfrau tragende Stimme aber hörten sie aus der Tiefe:

„Wehe, wehe, wehe mir! Nun muß ich noch einmal hundert Jahre im Berge verzaubert schlafen.“ Wie die Männer heimgekommen waren, wußten sie am anderen Tage nicht mehr zu sagen. Ihre Haare waren weiß geworden, sie wurden krank und starben noch drei Tagen. Die Jungfrau aber wurde nicht mehr gesehen.

Das neue Buch



Ein neues Buch Wolf Justin Hartmanns

Durch seine vordenen und im Stil kraft geformten Erzählungen in unserer Sonntagsbeilage ist der Schriftsteller Wolf Justin Hartmann unseren Lesern bekannt. Sein erster großer Roman erschien vor acht Jahren unter dem Titel „Häute, Sterne, Degen“. Jetzt legt er ein neues Buch in unsere Hand, das ihn wieder als einen ersten, verantwortungsvollen Autor erkennen läßt und das seine Entwicklung in der Formgebung deutlich zeigt.

Ueber diesem in der romanhaften Verlagsform, Hamburg, erschienenen Werk steht das eine schlichte Wort „D u r t“. Was dieses eine Wort aber bedeutet, welsch fürstbarer Inhalt sich hinter ihm verbergen kann, wird uns immer klarer bewußt, je weiter wir in den Inhalt des Romans eindringen. Außerordentlich ist gar nichts und trotzdem ist das Buch von einer unebenen inneren Spannung. Zwei Soldaten, ein Deutscher und ein Türke, stehen aus der englischen Gefangenenschaft durch die Wüste und erleben auf ihrer Fahrt durch die Wüste dieses furchtbare Genießt Durti, mit den Söldnern und Wilder phantastischer Welten, ungeachtete Seligkeiten vor ihnen auftauchen. Es ist ein Erlebnis für die beiden Männer, in dem sie ganz auf sich gestellt sind, in dem ihnen keine Macht der Welt mehr helfen kann, keine Technik, keine Ergründung der Kultur und Zivilisation, in dem nur noch der Mann gilt. Sie sind allein mit ihren treuen Säulen, getrieben von dem einen Gefühl, hindurch zu müssen durch diese furchtbare Gefangenenschaft. Nur noch das eine kann ihnen helfen, daß sie klar und eifrig das Ziel vor Augen behalten und sich durch keine Qual der Welt davon abbringen lassen.

Und wie diese beiden Männer verschiedenen Völkern und verschiedener Welten sich einfinden, aus welcher inneren Haltung sie Kraft zum Widerstand nehmen, das ist entscheidend. Hier reitet der Deutsche voll eisernen Willens voller trotziger Leidenschaft gegen den Tod und neben ihm geht das Pferd des Amerodans, der mit der Gleichmut des Orientalen das Schicksal in seiner ganzen furchtbaren Gewalt an sich heranziehen läßt, das Gleichgewicht ist, daß es ihn treffen muß, wenn es ihn treffen soll. So reiten in diesen beiden Männern zwei Welten nebeneinander, beide in ihrem Wesen grundlegend voneinander verschieden und doch ihre Idee zum Ziel ringend.

Das ganze aber ist von Wolf Justin Hartmann geformt mit einer unerhörten Meisterschaft der Darstellung, die den Dichter erkennen läßt in der Schilderung der Charaktere ebenso wie in der plastischen Veranschaulichung der Bilder. Dieses Buch ist wieder ein Beispiel dafür, wie Hartmann es versteht in das Leben und in die Natur zu lauschen und daraus Werke leistungsgläubig zu formen. Das aber ist Arbeit des Dichters. Und wenn auch aus diesem Buch wieder das Besondere in seiner schärfsten Bekämpfung spricht, so erkennen wir daraus mir wieder Hartmann als einen jener bereiten Dichter, die mit höchst sittlichen Verantwortungsbewußt zur Gegenwart stehen. Günther Köhrdanz.

Der Sprach-Broschhaus in neuer Auflage

Zu der Fülle der Wörterbücher und Lexika ein Neues? Eine an sich berechtigte Frage, die man jedoch nur im positiven Sinne beantworten kann anlässlich der neuen verbesserten Auflage des Sprach-Broschhaus (Deutsches Wörterbuch) für jedermann, 1934. Spätestens Text mit über 4000 Wörtern und Redewendungen, in einer neuen Auflage, RM. 5,-. Als Neuerungsbuch wurde das Werk an dieser Stelle in eingehend betrachtet, es bleibt nur, nochmals an die Eigenheiten dieses ausgezeichneten Nachschlagewerkes zu erinnern, deren hervorzuhebende die Verbesserung ist, die von allen möglichen Dingen Modelle (Skizzen) und zwar gerade „banale“ Dinge, an denen man doch immer wieder scheitern kann, das der gebildete Durchschnittsleser immer noch Bedarf für laudablem Gelerntem von Dingen hat, die ihm tagtäglich begegnen. Was ist, um eine kleine Stichprobe zu machen, der Wortschatz eines Verbes, die Schilbung am Fenster, ein Bild? Welche, alsdem vermindert der Sprach-Broschhaus in sich eine Rechtschreibung, eine Sprachlehre, ein Stilwörterbuch, ein Verzeichnis der Neuausgabe, die in der Verbesserung der Herkunft und der mundartlichen Wörtern in der genauer bezeichneten Mundart. Das Buch eignet sich vorzüglich zum Verichten und gerade für das Alter, in dem junge Menschen zwischen Schule und Beruf stehen, und in dem die Geistesausmaß bekanntlich immer luxurierter ist! Curt Scheid.

Friedrich Weinbrenner als Erzähler

Von Verloob Karl Weis

Friedrich Weinbrenner berichtet in der Einleitung zu seinen Denkwürdigkeiten, Fähigkeit und Übung etwas schriftlich festzuhalten habe ihm von je gefehlt. Sprechhaft sei es ihm lauer genug gefallen, etwas Gedächtnis von Belang abzufassen. „Schr ich mir, was ich auch lieber zehn Bogen Papier überzeichnet, als nur auch übergeschrieben haben.“ Er bekennt in diesem Zusammenhang, daß er sich nie zu dem Brauch vieler Zeitgenossen entschließen konnte, Erlebnisse und Gedanken in einem Tagebuch festzuhalten. Kurz, er wendet alle Mühe auf, seiner Veranlagung jede Berufung und Neigung zu schriftstellerischer Geistesarbeit abzupreden. Berufliche Aufgabe, Kampf um Rechtfertigung und Ausbreitung verpflichtender künstlerischer Erkenntnisse und die Entwicklung Idee geliebten Planens riefen den Meister doch in die Bannweite des gemiedenen Verzeichnisses. Freilich steht das Werk feiner Feder in der langen Reihe des sachlichen Schrifttums, nicht am Ende nur Schülern, Meistern und Kennern seines Kunstbezirks bewahrt.

Einmal aber bricht aus der herben Schale beherrschter Strenge auch in der Schreibe die Lebenswürdigkeit und Erlebnisfreude einer reinen, doch schlichten und kindhaft geliebten Künstlerseele. Das ist in dem schmalen Bändchen „Friedrich Weinbrenner, Denkwürdigkeiten aus seinem Leben“ von ihm selbst geschrieben. Man sollte diese Niederschrift, die aus liebevoller Rücksicht des gelehrten Mannes und erprobten Meisters aufgezeichnet wurde, hingemäßer als Weinbrenners „Italienische Reisejahre“ benennen; von dem „Aufenthalt in diesem so schönen und interessanten Lande“ empfängt die nachbildende Erinnerung ihre besten und lebendigsten Antriebe. Wenige ist dieses entzückende Büchlein des Karlsbrüder Baumeisters bekannt oder gar verkannt; noch weniger mögen es sein, die um die letzten Jahrzehnte dieser Schrift wissen. Die Aufzeichnungen Weinbrenners entscheiden wohl in dem Beginn seines letzten Lebensabschnitts, daß der Meister selbst eine „öffentliche Herausgabe“ beabsichtigte oder für einen späteren Zeitpunkt vorgesehen hatte, bezogen sein eigenes Wort. „Durch ... den Gedanken, daß ich vielleicht sie und da einen talentvollen „genen Künstler ... aneignen könnte, um durch sie

nach alles nachzuholen, was er früher veräußerte, bekam ich erst Mut zu dieser gegenwärtigen Zusammenstellung.“ Diese erzählerische Bestimmung des Werkes ist sich selbst in Weinbrenners Selbstbiographie: Weidenschaft vor sich und andere leitet ihn, eitle Selbstbepreiselung ist seinem geraden Gemüt ebenso fremd wie kalte Eigenliebe. „Für den Umriß meines Charakters glaube ich noch hinzufragen zu dürfen, das beruhte wohl fast von allem Wörsartigen und Egoistischen ist, indem ich eern und eher andern als mir selbst diene.“ Und Lavater schreibt unter das Porträt des jungen Weinbrenners: „Wer hier nicht Wahrheit sieht, der sieht sie nimmermehr.“ Weinbrenners Schrift blieb ungedruckt, aus welchen Gründen, ist nicht zu ermitteln. Nach dem Tod des Meisters (1826) bestand sich das Manuskript im Besitz seines Schwiegersohnes, des Baupmanns Holz. Von ihm wurde es bald darauf einem Freunde des Verstorbenen, dem Kunsthistoriker Scherer überlassen, der es 1829 herausgab. Als im Revolutionsjahr 1848 das Haus des Baupmanns Holz anfeuert wurde, verschwand auch Weinbrenners Handschrift. Die Ausgabe von 1829 bildet also die Grundlage unserer Kenntnis, ein Verzeichnis mit dem Original ist nicht mehr möglich. Trotz einer Neuausgabe des Rheinischer-Verlags von 1920 ist das Büchlein im Buchhandel nicht mehr oder höchstens in vereinzelten Exemplaren zu erhalten. Damit ist der Teilnahme des Lesers ein Buch entgegen, das wie keines die lebenswichtige Menschlichkeit des Karlsbrüder Baumeisters dem Betrachter erschließt.

Man muß dieses Büchlein immer wieder lesen und wird stets von neuem einen Baudecker und Erzähler finden, der durch die lebendige Frische des Erinnerungsfindens, der den geradezu rührenden Reichtum eines fesselnden Anekdotenhaftes ebenso unterhält, wie er durch diese hohe moralische Gesinnung und sein ernstes Streben erhebt. Der Meister selbst weist in seiner Vorrede darauf hin, daß er keine Einbrüche dem Gedächtnis bildlich einzuräumen pflegte. So nimmt das Bildhafte, im Sinne des Malers und Bildners, in seiner Darstellung einen breiten Raum ein. Als Beispiel unter vielen sei hier die prächtige Schilderung eines Abends

auf Capri eingeleitet: Weinbrenner nennt ihn den veranlicheten seines Lebens. „Am das herrliche Schauspiel zu sehen, wenn die Sonne nach einem schönen Sommerstage südwestlich in das Meer einzutauchen scheint, und bei schönem Wetter ihre Strahlen über der Oberfläche des Wassers zittern, und den schönen Golf von Neapel mit seinem Gebirgen, sowie dem Vesuv mit ihrem leuchtenden ausströmenden Licht bemalen, mußten wir auf Stufen unten von dem Meere an den heißen Felsen bis zu Anacapri, dem höchsten Gipfel dieser herrlichen Insel, steigen. Als wir Anacapri erreicht hatten, fand die Sonne noch sehr hoch; wir beschloßen daher, von dieser Bergspitze ... ein Stück Wegs vorwärts zu gehen. ... kann man von einer sechs hundert höchsten Kinder umringt haben, die uns freundlich anlachten. Als wir nun wieder zurück auf die Spitze des Berges gingen ... zog der ganze Schwarm von Kindern mit uns, und weil wir anfangs einigen etwas Geld gegeben hatten, so verlangten jetzt auch die übrigen Gesichte von uns. Dieser Abdrücklichkeit müde ... verprügeln wir ihnen noch etwas zu geben; allein sie sollten uns dafür auch ein wenig unterhalten. ... Da die Kinder sahen, daß wir mit Silberstücken ... um uns zu werfen anfangen, wollten sie alles tanzen, und auf diese Art eröffnete sich für uns ein Schauspiel von einer Neuen fröhlich tanzender Kinder, während sich die Sonne in das Meer tauchte und von unserer Umgehung mit den letzten Strahlen Abschied nahm. ... ein Bild, welches vielleicht nicht so leicht auf einem andern Punkt der Welt schöner gesehen werden kann.“ Dies Gefühl für die bildnerische Gemalt des Erlebnisbildes bräut sich an einzelnen Stellen an Gemälden von didaktischer Kraft, wie sie sich dem Leser etwa in der Schilderung einer Nacht in den Ruinen von Pesto erschließt: über mondflutem Meer der schwarze Schatten eines mächtigen, säulenumkränzten Tempels, davor ein rotleuchtendes Raiferfeuer eine Szene voll bukolischer Naturbildlichkeit und trotz aller christlichen Verbrämung urheimlichen Gepräges.

Weinbrenners Erinnerungen offenbaren sich über alles Persönliche hinaus als ein Denkmal der Freundschaft, ja, als ein Ehrenmal der Kameradschaft deutscher Künstler und Kulturkennender inmitten einer fremden Umgehung. Der römische Aufenthalt des Meisters liegt in die demgegenüber auch über die Alpen richte, um über die damaligen italienischen Künstler zu berichten. Bemerkte Szenen stellen die Seiten des Weinbrenners Buches, wo dieser Zeit gedacht wird. Zunächst jedoch sei er uns den Kreis deutscher Künstler und Gelehrter als eine fest-

gestaltete, treue Kameradschaft, die in Dingen der gemeinsamen nationalen Würde und Ehre die Reihen enger schließt, in wirtschaftlicher Not den Schwachen und Gefährdeten fördert und hilft, in persönlicher Gefahr den Einsatz des Lebens nicht scheut, wie es Weinbrenner selbst an einem Kameraden bewies, als er ihn unter höchster eigener Gefahr als Ertrinkenden aus der Ufer bary. Diese Gemeinschaft trug den einzelnen Künstler schließlich in seinem nationalen Bewußtsein und wahrte ihn vor der endlichen Entzerrung. Gewiß strahlte sie genügend Kraft aus, um auf Weinbrenner bestimmend zu wirken, als ihn ein verlockendes Angebot an den Hof des Königs von Neapel rief und sein Schaffen damit endgültig dem Vaterland entziehen sollte.

Als das Vaterland an diesen Entschlüssen, die sehr an Unrecht ist unbekannt lieblichen und übersehen worden sind, soll jedoch das Bild des laubenden, erodeten und schlichten Menschen gelten, dem durch Kunst und Können, Wissen und Weisheit, Erfahrung und Erlösa hindurch Bewußtheit, natürliche Gemütsart und Rede bewahrt blieb. Der Absicht des Buches, jungen Menschen als Ansporn zu dienen, mag der Bericht dieses Trübsals wohl genügen; er erweitert, daß Vollendung keine leicht zugeworfene Gabe einer verschwendlichen Gottheit ist, sondern auf dem gedobenen Boden eines rationell handverfühligen Fleißes wächst. „Durch diese Verbleituna“ — lernte ich ... mich endlich in einem ganz anderen Sinne kennen und wurde bald inne, wie gering und lächerlich mein bisheriges Wissen sei und was mir noch zu einem ausgerechneten Künstler fehle. Mehr als eine Nacht brachte ich deshalb mit Weinen und Gebet zu, daß mir Gott die Kräfte und den Geist geben möchte, die mir noch fehlenden Kenntnisse einzuholen, damit ich dann ebenso etwas Großes und durch alle Teile Oberdeutschlands wie die alten Gebäude fertigen möge. Dieses Kleinmütis unachadte, hoffte ich doch alles, was ich bisher für die Bildung meines Landes veräußert hatte, durch Fleiß nachzuholen und arbeitete Tag und Nacht soviel es mir meine Kräfte erlaubten.“

Nicht nur für die Geschichte des kulturellen Schaffens am Oberrhein selbst die Aufgabe zu bebauen, daß diese Erinnerungen so wenig bekannt und nun fast verschwunden sind. Es sollte doch eine verdienstvolle Tat sein, die Denkwürdigkeiten unseres oberbayerischen Meisters in einer guten und vollständigen Neuausgabe der Allgemeinheit zugänglich zu machen. Sie wäre zugleich eine längst verdiente Ehrnung des bedeutenden Stadtbauers und meißlerischen Bauführers.

Infanterie

IM ALTEN GEIST MIT NEUEN WAFFEN

Von den Soldaten des Weltkrieges, die vor zwanzig Jahren den Waffenrock auszogen, hat vielleicht gerade mancher alte Infanterist sich einen Eindruck davon gewünscht, wie die Infanterie von heute ihre Kampfaufgaben und ihre Kampfwirkung ausführt. Am Ende des Jahres 1918 da haben die alten Grabenoldaten genützt und erlebt, daß es auf die Infanterie immer vor allem ankommt, daß sie den Kern des Heeres bildet. Diese alte Grundwahrheit, die sich schon in Jahrhunderten militärischer Erziehung bewährt hat, gilt auch uneingeschränkt für die Infanterie des neuen Heeres. So wichtig die verschiedenen Truppengattungen jede in ihrer Art sind, so soll doch neben dem Landier von einst auch die Jugend von heute, die noch auf der Schulbank sitzt oder in der Werkstatt arbeitet, wissen, daß die Infanterie nach wie vor die Hauptwaffe ist, jene Waffe, die die Entscheidung erzwingt. Gerade deshalb braucht die Infanterie den unbedingt notwendigen Ersatz, d. h. den besten, den es gibt. Die Wehrmacht von heute braucht freilich Spezialisten aller Art. Die Wehrfahrtsbehörden werden Elektro-Monteurs, die in ihrem Fach etwas leisten, zu den Nachrichtentruppen bringen, sie werden Kraftfahrzeugfahrer nicht auf dem Pferd leben, sondern dorthin, wo sie ihre erworbenen technischen Kenntnisse weiter verwenden können. Es gibt aber Berufe genug, die einen guten Nachwuchs für die Infanterie stellen können. Die infanteristische Ausbildung befähigt sich nicht, wie vielleicht mancher junge Mensch angenommen hat, auf lange Marsche und auf Wehrgänge, sondern die infanteristische Ausbildung ist als eine Schule für das Leben für jeden wertvoll. Und die alten Infanteristen von einst, die sollen wissen, daß die Kampfausbildung im Jahre 1938 ihre Grundlage in den harten Kriegserfahrungen hat, die diese grauen Kämpfer vor zwanzig Jahren gemacht haben.

Für jeden etwas

Was die Infanterie von heute leisten und leisten muß, das wird erkennbar für jeden, der die Möglichkeit hat, einmal nur einen einzigen Tag von neun bis vier Uhr die Infanterie beim Waffendienst zu sehen. Ein Besuch in der Infanterieschule Döberitz hat diese Möglichkeit in ausgezeichnete Weise. Diese im höchsten Sinne zweckvolle Unterkunft hat der Führer und Oberste Befehlshaber seiner Waffe, der Infanterie, vorbehalten, und der Besuch dieser Infanterieschule und des damit verbundenen Lehrregiments zeigt die ganze Vielfältigkeit der Infanterie von heute. Nur die Unkenntnis des Weisens der modernen Infanterie konnte dazu führen, daß dieser Kern des Heeres zeitweise als Stiefkind angesehen wurde. Hier findet jeder junge Deutsche mit soldatischen Eigenschaften die Verwendung, die er sich wünscht und für die er sich am besten eignet. Es darf a. B. auf die Tatsache verwiesen werden, daß mehr als 50 v. H. sämtlicher Pferde des deutschen Heeres bei der Infanterie gebraucht werden. Wer unbedingt Krab oder Kraftwagen fahren will, der kann das auch bei der Panzerabwehrkompanie eines Infanterieregiments tun, oder er kann bei den motorisierten Infanterietruppentellen seine Eignung beweisen.

Die Infanterie hat eigene schwere Waffen

Einen besseren Beweis, als Worte es können, liefert die lebendige Anschauung. Und so stehen wir an diesem sonnigen Dezembertag auf dem Truppenübungsplatz von Döberitz, um die Wirkung und den Einsatz der schweren Infanteriewaffen kennen zu lernen. Es ist ja heute nicht mehr so, daß die Infanterie immer und überall auf fremde Hilfe angewiesen ist. Gewiß ist für bestimmte Kampfaufgaben die Artillerie so notwendig, wie sie es immer war, gewiß gibt die einlässliche Luftwaffe wertvollste Unterstützung, aber das Infanterieregiment von heute ist so gegliedert und aufgebaut, daß die Infanterie in der Lage ist, mit ihren eigenen Mitteln den Gegner niederzukämpfen. Da sind die Infanteriegeschützkompanien mit ihren leichten 75 cm und ihren schweren 15 cm Geschützen, die im Flachfeuer wie im Steilfeuer feindlichen Widerstand brechen können. Mit Hilfe dieser Feuerwirkung arbeiten sich die Schützenkompanien an den Feind heran. Die Schützen am Infanteriegeschütz, die Nichtkreisunteroffiziere und die Zugführer müssen heute in der Ausbildung die Kenntnisse erlangen, die früher von der Artillerie verlangt wurden.

Sie müssen schnell und wendig sein, sie müssen gewissermaßen mit den Flugbahnen jonglieren können, um ihre Waffe am wirkfamsten zum Einsatz zu bringen.

Für die Granatwerfer, die wir in dieser Form im Weltkrieg noch nicht kannten, gilt das gleiche. Leichte und schwere Granatwerfer sind durchaus geeignete Waffen, um die gegnerische Kampfkraft zu zermürben.

Als dritte und ebenfalls als äußerst wirksame schwere Waffe der Infanterie ist das schwere Maschinengewehr zu nennen, das sich im Angriff und in der Verteidigung bisher bestens bewährt hat. Auf dem drehbaren und schwenkbaren Zwillingsschrotel sind die schweren Maschinengewehre auch ausgezeichnete Abwehrwaffen gegen Angriffe der Tiefflieger. Der Maschinengewehrschütz an diesem besten Übungsmorgen am lebendigen Beispiel, wie in wenigen Sekunden trotz der bravourösen Leistung des angreifenden Tieffliegers, die Abwehr, unterstützt von Karabinerfeuer, wirksam wird. Hier gibt es keinen toten Trichter mehr, sondern diese Waffe kann in jeder Stellung und bei jedem Anflug Verwendung finden. Eben noch sind die schweren Maschinengewehre zur Flugabwehr benützt, und bereits wenige Augenblicke später sind sie zur Erdabwehr in Stellung gebracht.

Panzerschreck beseitigt

Zu jedem Infanterieregiment von heute gehört als 14. Kompanie die Panzerabwehrkompanie, die den Infanteristen gegen plötzliche Panzerangriffe zu schützen hat. Nach dem Weltkriege war es eine besondere Aufgabe, den mehrfach aufgetretenen Panzerschreck zu beseitigen. Für die Infanterie des Jahres 1938 gibt es einen solchen Panzerschreck nicht mehr. Neben den anderen wirksamen Mitteln zur Panzerabwehr, wie es Hinder-



Das ist keine Artillerie, sondern ein mit einem Sechserzug bespanntes schweres Infanteriegeschütz (Aufnahmen: Scherl 2, Presse-Hoffmann 1, Archiv 1)

Das Bild eines modernen Infanterieregiments ist aber mit diesen schweren Waffen noch nicht vollendet. Es ist immer noch zu wenig bekannt, daß heute jedes Infanterieregiment für die Zwecke der Nahauflösung über einen Reiterzug verfügt, der aus einem Offizier, vier Unteroffizieren und 27 Mann besteht. Wer also Liebe zu Pferden hat und echten Reitergeist in sich spürt, der kann

Schützen mit allen Waffen ausgebildet werden, die diese Stochkraft gewährleisten. Deshalb wird gelehrt, wie das Gewehr mit aufgezogenem Seitengewehr in jeder Lage beim Nahkampf verwandt wird.

Heute wie im Kriege ist auch die Handgranate noch eine wichtige Waffe für den Nahkampf. Für den Weitmarsch wird der Schütze in sportlicher Form ausgebildet, für den Zielwurf gibt die Übung im Gelände Gelegenheit. Aus dem Panzerbedeckungsloch heraus, das so angelegt ist, daß es eine Sicherheit gegen Panzerwagenangriffe bietet, muß der Schütze ebenso werfen können, wie beim Angriff, wenn es gilt, den feindlichen Graben zu nehmen. Dabei muß er lernen, stets dann zu werfen, wenn die beste Gelegenheit ist, die Handgranate wirksam werden zu lassen. Er muß stets bedenken, daß er mehr Wehrmunition als Handgranaten bei sich trägt und entsprechend muß gehandelt werden. Auf der anderen Seite muß der Infanterist von heute auch wissen, wie er sich gegen den gegnerischen Handgranatenwurf zu schützen hat. Die Übung im Gelände zeigt die praktische Deckung, wenn sich aber die Möglichkeit bietet, so muß wie im Felde einst die Handgranate des Gegners noch gegen ihn selbst als Waffe verwendet werden. Auch der waffenlose Infanterist muß sich noch mit Spaten und ähnlichen Gegenständen verteidigen können und wird deshalb zweckentsprechend gelehrt.

Der alte Kampfgeist des Weltkrieges

Der Hauptwert bei dieser Ausbildung wird auf die Übung im Gelände gelegt, denn hier erlangen sich jene echt kriegerischen Bilder und Situationen, bei denen sich Mut und Geistesgegenwart jedes einzelnen zeigen können. Nach der Ausbildung des einzelnen Mannes erfolgt dann in gleicher Weise die Ausbildung in Gruppen und Zügen. So erleben wir zum Schluß, wie mit Hilfe aller Infanteriewaffen, bei denen zum Teil auch scharfe Munition verwendet wird, der Angriff erfolgreich durchgeführt wird.

Bei der Ausbildung von heute ist in wirksamer Weise sportlicher Geist mit dem Kampfgeist verbunden worden. Heute ist selbstverständlich fleißige und gewissenhafteste Übung an den einzelnen Waffen Voraussetzung, aber es gibt keinen Drill überholter Systeme mehr. Die Ausbildungsmethoden des Jahres 1938 sind so durchdacht, daß jeder Schütze ihren Sinn erfährt und daß er bei jeder Übung deshalb auch zur höchsten Leistungssteigerung angespornt wird.

In wenigen Stunden von neun bis vier Uhr haben wir ein Infanterieregiment im Waffengebrauch, in Angriff und Verteidigung gesehen. Das Ergebnis ist die Feststellung, daß der alte Kampfgeist der Infanterie des Weltkrieges auch im Infanterieregiment des Jahres 1938 lebendig ist. Dazu aber kommen neue Waffen und eine neue Waffentechnik, die den Wert der Infanterie erheblich gegen früher gesteigert haben. Beides aber gibt die Gewißheit, daß der Kern des Heeres, die Infanterie, heute in der Lage ist, jeden Gegner, sei er wer er sei, niederzurufen. R. B.



Einen Panzerschreck gibt es für die Infanterie heute nicht mehr, sie hat hinreichend Mittel zur Panzerabwehr

nisse und Minen sind, in heute die Panzerabwehrkompanie in der Lage, den Panzerangriff zum Stoppen und zum Scheitern zu bringen. Die moderne Panzerabwehrwaffe ist so entwickelt worden, daß das Abwehrgeschütz dem Panzer überlegen ist, unter der Bedingung, daß es eher feuerbereit ist als die angreifenden Panzerwagen. Aus diesem Grunde ist Schnelligkeit bei der Panzerabwehr oberstes Gebot. Die Männer am Panzerabwehrgeschütz müssen oft Stunden und Tage, vielleicht Wochen warten, bis ein Panzerangriff erfolgt. Dann aber müssen sie bereit sein, dann kommt es auf sie an. Das ist die Eigenart dieser Waffe, daß sie in den Minuten des Kampfes bei feindlicher Gegenwirkung ihre Stellung nicht wechseln kann, sondern sie muß durchstehen und durchkämpfen bis zum letzten, und um das zu können, bedarf es echter Kämpfernaturen.

heute hat der Infanterie diese militärischen Tugenden beizubringen.

Nahkampf entscheidet

Die schweren Waffen des Infanterieregiments bereiten den Angriff vor und unterstützen ihn: Die Männer der Schützenkompanien aber müssen diesen Angriff durchführen. Die schweren Waffen sorgen dafür, daß die Schützenkompanien sich unter Ausnutzung des Geländes möglichst verlustlos an den Gegner heranarbeiten können. Die leichten und schweren Infanteriegeschütze, die Granatwerfer und Maschinengewehre führen den Feuerkampf. Die Schützenkompanien aber müssen dann im Nahkampf den Gegner vernichten. Hier muß sich nun die ganze Stochkraft der Schützen bewähren, und deshalb müssen diese



MG-Posten in guter Deckung



Leichtes Infanteriegeschütz in Feuerstellung

Trude kämpft um das Glück

Von Christoph Walter Drey



Zeichnung: Thiesbürger

Als Trude Müller morgens eifertig ins Geschäft traben wollte, fiel ihr zum Glück noch auf der Treppe ein, daß sie ihr Frühstück vergessen hatte.

„Du hast ja wieder dein Brot liegen lassen, Mädch! Wo du bloß immer deine Gedanken hast!“

Das Madel lachte, nahm das Paketchen und kramte die Treppe hinauf. Es war höchste Zeit!

Gerade, als sie an der Haltestelle der Straßenbahn anlangte, kam „ihre“ Linie. Im Wagen war noch ein Platz frei.

Das größte Glück war aber, daß die Chefin sich noch nicht im Geschäft befand. — Frau Sidonie konnte so böse Augen, so späte Bemerkungen machen.

Eine der beiden Verkäuferinnen war schon da, das blonde Fräulein Anni.

„Nur immer gemächlich“, sagt sie ähnelnd, als Trude hereintrat. „Die Alte ist ja noch nicht hier. Wenn ich das gemerkt hätte, wäre ich auch später gekommen.“

Sie hatte es kaum ausgesprochen, da erschien die „Alte“ — Frau Schulze, die wohlkonservierte Bierzgerin. Ihr Feldherrnblick schweifte in die Runde.

„Wo ist denn Fräulein Anni?“

Fräulein Anni — eigentlich hieß sie Anni — liebte die Unpünktlichkeit. Es war ihr deshalb schon wiederholt Kündigung angedroht worden, aber sie hatte sich dadurch nicht einschüchtern lassen. Hübsch, schlau und mit dem Talent ausgerüstet, die Kundinnen richtig zu behandeln, hielt sie sich für unentbehrlich.

„Vielleicht hat Anni Zahnschmerzen“, beantwortete Anni die Frage der Chefin. „Ihre eine Wunde war schon gestern etwas geschwollen.“

„Sie wird zum Tanzen gewesen sein“, behauptet Frau Sidonie. „Ich habe diese Bummelstrolche nun lange genug mit angesehen. Gestern abend war wieder liederlich aufgeräumt. Heute bleiben Sie alle, bis sämtliche Schränke und Birnen in Ordnung sind!“

Fräulein Anni murrte etwas von Müdigkeit, wenn man den ganzen Tag bedient habe.

„Sie haben es viel zu bequem bei mir. Die paar Kunden am Tage — und die fragen auch nur nach dem Preis und kaufen nichts!“

Die Uhr ging auf zehn, als auch Fräulein Anni zu erscheinen gerubte. Sie entschuldigt sich mit Kopfschmerzen. Drei Migränepulver habe sie auf nüchternen Magen genommen; leider habe keines ihr geholfen.

Frau Schulze eifert Schmeicheln und ihre Miene deuteten auf die schäme Form ihrer Ungnade. Uebriens läutete gerade der Fernsprecher.

Eine bekannte Schauspielerin wünschte die Vorlegung von Plänen, alternativen Modelle. Kaum war dieses Geschäft beendet, als eine Dame Mäntel in ihrer Wohnung vorgeführt haben wollte.

Fräulein Anni und Fräulein Anni wurden damit beauftragt. Frau Sidonie gab ihnen genaue Verhaltensmaßregeln. Die Schauspielerin hatte noch eine Rechnung zu bezahlen, sie sollte „diskret gemahnt“ werden; die andere Dame galt als sehr zahlungsfähig, aber auch als wählerisch, sie ließ sich mitunter hundentlang Sachen vorführen und konnte sich dann doch für nichts entscheiden; sie wollte „diskret animiert“ werden.

Es wurde sehr still im Laden, als die beiden Verkäuferinnen mit den Kaufmädchen, denen sie die Kästen zu tragen gegeben hatten, gegangen waren.

Vor dem Schaufenster blieben hin und wieder Leute stehen und musterten die Modeneuheiten, trotzdem kam niemand herein, um nach dem Preise zu fragen.

Dann öffnete sich die Tür. Eine Unbekannte betrat das Geschäft.

Frau Schulze schätzte sie mit rostem Kennertaste ab. Im Nu hatte sie ihr liebenswürdiges Lächeln ausgelassen. „Womit sie dienen könne?“

Die Fremde verlangte in gedehntem Deutsch die Vorlegung eines Abendkleides aus dem Schaufenster, und als diesem Wunsch entsprochen war, ließ sie sich noch anders zeigen.

Zwei der kostbarsten Roben gefielen ihr. Sie wollte sie vorgeführt haben.

Das brachte Frau Sidonie Schulze in peinlichste Verlegenheit. Weder Anni noch Anni waren anwesend, und nun eine sichtlich nervöse Käuferin? Sie erklärte mit wortreichen Entschuldigungen, daß ihre „Assistentinnen“ im Augenblick leider geschäftlich unterwegs seien.

Die Dame wies auf Trude. „Und dieses Fräulein?“

„Befehlt noch nicht die Figur. Und ich selbst —“

Nein, die untere, runde Frau Schulze konnte als Vorführdame unmöglich in Frage kommen.

D, das Fräulein hat eine sehr gute Figur, es ist nur ein wenig kleiner als ich. Aber das tut nichts!“ behauptet die Kundin.

Es war ein Befehl.

Trude mußte ihre Befangenheit mühsam überwinden. Sie hatte bisher wohl lediglich einfache Kleider für junge Mädchen vorgeführt, aber noch nie eine der großen Modeschöpfungen.

Der Zorn des Dichters

Als Dante einst durch eine Strafe von Florenz ging, kam er bei einer Schmiede vorbei. Der Meister stand in seiner Werkstatt und lang, um sich seine schwere Arbeit zu erleichtern, nach dem Takt der Amboschläge einige Verse aus der „Göttlichen Komödie“, wobei er sich allerdings mancherlei willkürliche Auslassungen und Zusätze auszusprechen lieb. Voll Unwillen, sein erhabenes Gedicht so mißhandelt zu sehen, trat Dante in die Schmiede, ergriff Jange, Hammer, Eisenhaken und andere Gerätschaften und schlugerte sie eines nach dem andern auf die Strafe. Der Schmied drehte sich um und rief mit widergebende: „Was zum Teufel macht ihr da? Seid ihr von Sinnen?“

„Und was macht du?“

„Ich bin bei meiner Arbeit, und ihr verderbt mir meine Gerätschaften, indem ihr sie auf die Strafe werft.“

„Wenn du nicht willst, daß ich deine Sachen verderbe, so verdirb auch die meinigen nicht.“

„Und was verdirb ich euch?“

„Du singst meine Verse, aber nicht so, wie ich sie gemacht habe. Das ist meine Arbeit, die du mir verderbst.“

Der Schmied harpte den Dichter fassungslos an. Dann suchte er sein Werkzeug wieder zusammen, ging an den Ambosch und lang, während mit dem Hammer ausholend, einen von allen Meilen verlassenen Gassenbauern. S. S.

Bitternd vor Erregung legte sie das elegante Abendkleid an.

Sie trug es nicht in vollendeter Haltung, aber sie brachte es mit ihrer natürlichen jugendlichen Anmut recht geschickt zur Geltung.

Die Jugendliebe der Erscheinung mochte für die nicht mehr ganz junge Fremde ausschlaggebend sein; sie hoffte wahrscheinlich in der Robe ebenso schlank zu wirken. Nachdem auch das zweite Kleid in der Vorführung durch Trude ihren Beifall gefunden, kaufte sie beide und bezahlte die geforderten Preise ohne weiteres.

Von dem Wechselgeld schob sie Trude einen Zwanzigmarsk hin. „Für Ihre Bemühung, bitte!“

Frau Schulze strahlte über das ganze Gesicht. Als die Dame den Laden verlassen hatte, meinte sie wohlwollend zu Trude: „Sie können unter meiner Leitung noch einmal ganz brauchbar werden. Mein Geschäft gibt Ihnen ja auch die denkbar beste Gelegenheit zur Ausbildung.“

Fräulein Anni wurde ich doch das halbe Jahr. Wenn Sie sich dazu halten, können Sie später die Stellung bekommen. Ich werde Ihnen jetzt monatlich zehn Mark mehr Gehalt geben.“

Nun strahlte auch Trude. Was das für ein Tag war! Das Glück suchte sie ja förmlich. Aber verdrängen wollte sie Anni nicht, mochte sie sie auch immer sehr von oben herab behandeln. Nein, niemals!

Sie konnte nicht anders, sie mußte Anni und Anni, als die Beifamamen und Frau Sidonie sich zur Mittagstube zurückgezogen hatte, von dem Geschenk der großzügigen Kundin erzählen.

Als ich noch klein war, machten meine Eltern jedes Jahr ein Schwein fett. Es hatte seinen Kosen in dem kleinen Stall hinter der Fischerwerkstatt, da lag es im Stroh zu schnaufen, oder es stand und fraß. Abends, wenn wir im Dunkeln noch einmal in den Stall mußten, sprang es mitunter hoch, stemmte sich mit den Vorderpfoten über den Versatz und grunzte uns wütend an. Wir Kleinen hatten große Angst vor ihm und zahlten dann gern einen Apfel an eins der älteren Geschwister, damit wir den unheimlichen Gang nicht allein zu machen brauchten.

Aber dann im Dezember, nach dem ersten Frost, kam der Tag, an dem es geschlacht wurde. Frühmorgens kam der Schlachter ins Haus, ein starker Mann in einem blaugelbten Kittel, einem Köcher mit unheimlich langen Messern an einem Riemen um den Leib geschnallt. Wir durften, solange wir noch nicht zur Schule gingen, nicht zusehen, wir hörten nur bellenden Herzens das schauerliche Gebrüll und hätten uns gern zur Mutter geflüchtet, aber die hatte an solchen Tagen keine Zeit.

Das Fett für uns begann erst am nächsten Tage, dann durften wir beim Wurstmachen helfen. Erst schnitten wir dem Vater ganze Bündel von Pröfeln, dünnen und spitzen Holzspieren, mit denen die Würste an jedem Ende geschlossen werden. Das begehrteste Amt aber war, mit einem scharfen Eisen, das wie ein Fragezeichen gebogen war, das Fleisch für die Mettwürste klein zu kramern. Nie in meinem Leben habe ich so gute Würste wieder zu schmecken bekommen, wie wir sie damals machten. Aber mit welcher Feierlichkeit wurden sie auch gemacht! Aus dem großen Kamin in der Werkstatt mußten die Reintöpfe weichen, über einem prasselnden Holzfeuer brodelte ein schwarzer Niefenkeßel voll Wasser, und in diesem Kessel schwammen Blutbällchen, Hackwürste und Leberwürste herum. Nachher wurden sie zum Abfüllen auf lange Bretter nebeneinander gelegt, und fest begann das Ausstechen. Denn für jeden von uns war eine besondere Wurst dabei — und eigentlich eine misratene, eine be-

sonders kurze, wenn der Darm nicht ganz gelangt hatte, oder eine, die einen anderen Fehler hatte. Daß sich für jeden eine fand, dafür sorgte die gute Tante Anna, die immer zum Wurstmachen aus dem Dorf zu Besuch kam.

Das waren festige Tage, und ein Mann von ihnen fiel noch auf die späteren Wochen. Ich schlief damals beim Vater in einer kleinen Kammer neben der Küche. Die Eltern sind ihr ganzes Leben lang immer früh aufgestanden; wenn ich aufwachte, war der Vater längst in der Werkstatt, und ich hörte durch die offene Tür die Mutter das Feuer im Herd anschüren. Dann startete es mitunter auf, und wenn ich den Kopf aus dem Bett hing, konnte ich die Weichen der runden Mettwürste, die unter dem Biemen an der Küchenbede hingen, im roten Schein ausleuchten sehen. Sie hingen in Reih und Glied, alle genau ausgerichtet wie gute Soldaten, blank und schief.

Aber sie wurden von Woche zu Woche weniger. Wir waren neun Essen am Tisch — 5 Kinder, 2 Lehrlinge und die Eltern — und alle hatten gefunden Hunger. Aus vielen Dingen, die ich erst später zu deuten vermochte, weiß ich, daß es uns damals sehr knapp ging. Aber wie in jedem Herbst von unserer bescheidenen Apfelsenernte immer einige Körbe voll an ärmeren Nachbarn wanderten, so wanderte auch nach jedem Schlachten ein gut Teil Würste still und ohne Aufsehens davon. Die Mutter trug sie immer heimlich unter der Schürze fort, und diese Wege hielt sie selbst vor dem Vater verborgen.

Nur ein einziges Mal nahm sie mich mit, und das werde ich nie vergessen. Es war Vellabend. Sie war mit uns jüngeren Brüdern zur Kirche gewesen und war dann noch einmal fortgegangen, verfiel ein paar Tüten aus dem Küchenschrank unter ihrem Umfahgetusch verbergend. Wir warteten brennend auf sie, gab es doch an diesem Abend vor der Beisprechung jedesmal Bratwurst mit dickem Reis, und wir stützten vor Ungeduld, ihr zu helfen, damit es nur schneller ginge.

Endlich kam sie, nahm uns die Wurst ab, die wir schon bereit hielten, und hob kühlwiegend den Stock mit den Mettwürsten von Biemen herab. Die Pfanne stand schon auf dem Herd, aber sie tat keine Würste hinein — sie aßte, was auf dem Stock war, nahm die Hälfte — es mochten vier oder fünf sein — und legte sie in einen Korb. Der Vater tat eine verwunderte Frage, aber sie kniff die Lippen fest zusammen, wie immer, wenn etwas sie heftig bewegte, griff mich, der ich ihr zunächst stand, bei der Hand und zog mich rasch hinaus.

Wir gingen durch die dunkle, ungepflasterte Straße, einen finsternen Gang entlang bis zu einem alten Hause, in dem mehrere Familien wohnten. Dort blies ich an der Ecke stehen, gab mir den Korb und gebot mir, an der Seite des Hauses entlang zu schleichen bis zu der letzten kleinen Tür, deren Glascheibe mit Papier verklebt war. Dort solle ich den Korb ins Haus stellen und rasch, ehe mich jemand sehen könne, zurücklaufen.

Es war dort stockfinstern, ich hatte große Angst, aber ich kam glücklich hin und tastete lange, bis ich die Türstufte fand. Drinnen hörte ich ein paar Kinder weinen und dahinter die Stimme einer Frau, ich wagte aber nicht, die Tür zu öffnen, und stand mit klopfendem Herzen an lauschigen. Abgesehen glaubte ich ein Geräusch hinter mir zu hören, mir war, als griffe aus dem Dunkel eine Hand nach meinem Nacken, da riß ich mit einem Ruck die Tür auf, warf den Korb hin und rannte zurück.

Mutter zog mich rasch fort, wir hörten noch jemand rufen, aber sehen konnte uns keiner. Erst als wir wieder in unserer Strafe waren, atmete ich auf, aber ich magte Mutter nach nichts zu fragen. Vor unserem Haus blieb sie stehen, hielt mich fest, als ich schon hineinbringen wollte, und sagte drohend: „Weißt du, mein Junge, wenn du sagst, wo wir wesen sind... verzeihst du?“ Auf diesen Ton gab es bei uns keine Widerrede, sie wartete auch keine Antwort ab, sondern hieg rasch hinein, um Mann und Kindern mit ungeduldigen Fragen erwartet. „Harr noch zu dem“, sagte sie nur und machte sich an die Arbeit.

Mit einem Griff hand dann die große Pfanne auf dem Herd, lagen drei pralle Würste, funtstoll ineinandergeklüppelt, darin zu braten, während sie sich, sorgfältig geschoben und gewendet, langsam bräunten, verlor sich die trostige Wärme um Mutter's Rippen und mit einem bescheidenen Aufstöhnen sagte sie heiter: „So Kinners — nu dröbft wie fier!“

Seidem hatte ich Bratwurst für das herrlichste Essen vor einer Weihnachtsbescherung.

Aber so gut wie damals hat sie mir nie wieder geschmeckt — Mutter hat wohl immer etwas Besonderes dazugelegt.

MUTTERS WÜRSTEN

Von August Hinrichs

In der Eile der Abfahrt

Skizze von Werner Dörsler

Sechzig Jahre war der alte Nissen, der Mühlenwirt, den Weg seines Lebens gegangen, nach der Ordnung und den Gesetzen, die ihm überkommen, nie hatte die Weisheit der Väter ihn verlassen, weder in der Zeit, da er selber noch geführt wurde vor vielen Jahrzehnten, noch seitdem er selber führte in den Dingen des Tages. Aus Vertrauen und Gehorsam war die eigene Einsicht geworden, die klare Erkenntnis. In langen Jahren hatte sie sich bewährt. Sein Vertrauen zu ihr schien unerschütterlich.

Nun war es erschüttert, erschüttert durch den eigenen Sohn, den jüngsten und liebsten. Alle Ordnung, alle Weisheit, alle Regel schien davor zusammenzubrechen.

Man muß seinen Kindern freie Hand geben, hatte er früher gesagt. Man muß Vertrauen zu ihnen haben, und sie müssen merken, daß man Vertrauen hat. Das weckt ihren Stolz. Man darf sie nicht beobachten, als seien sie verdächtig; man darf sie nicht belauern wie ein Spion. Man muß sie unter die Entscheidung ihres eigenen Gewissens und ihrer eigenen Vernunft stellen. Das macht sie ehrgeizig. Man muß ihnen Freiheit geben. Sie werden sie nicht mißbrauchen.

So hatte der Mühlenwirt alle seine Kinder großgezogen, fünf Jungen und drei Mädchen. Eduard, der jüngste, war das neunte und letzte. Er zählte jetzt zweiundzwanzig Jahre, lebte zu Hause und arbeitete im Geschäft. Außer ihm war noch eine Schwester da, die Anna. Die andere lebten in der Welt, hier und da, die meisten verheiratet. Sie waren etwas geworden, sie hatten dem Vater und seiner Erziehung Ehre gemacht. Wenn sie zu Besuch ins Dorf kamen, zogen die Leute vor ihnen den Hut. Das tun sie nicht vor jedem, der aus dem eigenen Nest stammt.

Nun — und wie ist es gekommen: Eduard war am Sonntag in die Stadt gefahren, zu einem Fußballwettspiel und nachher zum Ball. Natürlich mußte er Geld mitnehmen. Die Schlüssel liegen in der Kommode“, sagte der alte Nissen; er meinte die Schlüssel für die Kasse. So hatte er es immer gehalten. Als Eduard herunterkam, sagte er im Vorbeigehen, zwanzig Mark habe er sich genommen. Er hätte es nicht zu sagen brauchen, es wäre auch so in Ordnung gewesen. Was Eduard nicht brauche, würde er zurückgeben. Der alte Nissen nickte nur.

Am Nachmittag kam die Zeitungsträgerin und holte das Bezugsgehd. Als der Mühlenwirt die Kasse öffnete und die Parichast prüfte, fehlte ein Fünfmarsk-Schein. Heute früh noch hatte er nachgezählt, ein Irrtum war ausgeschlossen. Er fragte seine Frau, er fragte die Tochter. Sie wußten von nichts. Da wurde er unruhig, — fürs erste nur unruhig. Es wird sich aufklären, dachte er. Man muß warten, bis Eduard zurückkommt. Vielleicht hat er versehentlich den Fünfmarsk zusammen mit dem Zwanziger eingesteckt.

Im Laufe des Nachmittags wurde der Mühlenwirt zappelt. Nervös aber wurde er, als Eduard mit dem gewohnten Abendgute nicht zurückkam. Da traf sich das erste wirkliche Mißtrauen, die erste wehe Angst in die Seele des Alten. Der Frau und der Tochter verbot er, dem Jungen von dem Gelde zu sprechen. Kein Wort hätten sie zu sagen. Entweder kläre es sich auf, oder er

würde das selber mit dem Jungen ausmachen. Die Mutter sagte, natürlich kläre es sich auf. Ob er daran zweifelte? Das sei ein Unredt an dem Jungen. — Groß und schmerzhaft lag der Alte für an. Er sagte nichts.

Um elf Uhr gingen sie zu Bett. Aber Nissen fand keinen Schlaf. Uegen zwei Uhr hörte er Eduard nach Hause kommen.

Verstört und übernachtigt stand der Alte am frühen Morgen auf. „Herrgott, ich bitte dich, laß es gut werden“, flehte er. Es war ihm, als ob er innen über und zitterte. Er war ein alter Mann. Eduard stand schon bei der Arbeit. Aber der Alte schaute sich, zu ihm zu gehen. Ihn bangte vor der Entscheidung.

Beim zweiten Frühstück um zehn Uhr schob Eduard dem Vater zwei Fünfmarskstücke über den Tisch. Neun Mark habe er gebraucht, sagte er. Sonst sagte er nichts, kein Wort.

Dem alten Nissen war es, als treffe ihn ein Schlag. Nicht einer Gebärde war er fähig. Unendlich, wie durch einen Schleier hindurch, sah er den Sohn aufstehen und aus der Stube gehen. Was ans weiter ferne flangen die Schritte über den Hausgang davon. Da stöhnte der alte Nissen und verbarg das Gesicht in den Händen.

Wie ein Alp lastete es auf der Familie, wie ein drohendes Unwetter, als wäre es dunkel geworden mitten am Tage. Eine unerträglich Schwüle war um sie und in ihnen. Sie schlichen aneinander vorbei, sie sagten nichts. In ihren Gesichtern stand der Schmerz, stand die Not. Was eigentlich los sei, fragte der Bruder mittags die Schwester. Die wurde bleich und unsicher und stotterte etwas von Unwohlsein des Vaters. Kopfschüttelnd ging Eduard hinaus.

Nicht einen Augenblick wich dem Mühlenwirt das flehende Weh aus dem Innern. Daß ihm das noch geschehen mußte am Abend des Lebens! Daß es ihm geschehen mußte an dem eigenen Sohn, dem so sehr geliebten! An diesem Nachmittag sagte der Krämer Boden zu seiner Frau: „Der Nissen Hannes wird alt. Er hält sich nicht mehr gerade. Nun ja — sebzigt!“

Noch einmal schärkte der Mühlenwirt der Frau und der Tochter ein, daß sie zu schweigen hätten. Seine Stimme klang anders, als sie früher gemaelt war, wenn er befaß. Sie klang schwächer, unsicherer. Die beiden nickten stumm.

Der Mann aber dachte, und hängte nun all seine Kraft, seinen letzten Glauben an diesen Gedanken, an diese Hoffnung: Vielleicht kommt Eduard und beichtet es. Es wird ihm keine Ruhe lassen. Es treibt ihn zu mir. Er wird kommen; er muß kommen. Dann will ich ihm verzeihen. . . .

Aber Eduard kam nicht. Den ganzen Nachmittag kam er nicht. Minute um Minute verfliderte, Stunde um Stunde verrann. Der Alte wartete vergebens.

Erst am Abend kam Eduard. Er hatte einen weißen Zettel in der Hand und schob ihn über den Tisch. Er habe das gestern morgen in der Eile der Abfahrt vergessen und das Papier noch in der Tasche gehabt, sagte er. Es sei Angen Karl dagemefen, der Aufrechter, mit der Rechnuna. Er habe ihm das Geld gleich mitgegeben: einundfünfzig Mark und zwanzig Pfennig.

Tafel! Sie waren auf der Straßenbahn verloren — oder gestohlen worden!

In der Küche spätere Trude ein Drücken, in den Augen brannten ihr Tränen. Nur nicht weinen, nur die Mutter nichts merken lassen! vernahnte sie sich.

Und es ging. Der letzte, fröhliche Stun der Jugend half ihr. Das schmale Abendbrot schmeckte. Und Oftern würde sie ganz ausgelert haben!

Das Leben lag ja noch vor ihr, das bunte Leben, und sie wollte sich das Glück nicht durch die Finger gleiten lassen, wollte es fassen und festhalten — festhalten mit ihren kleinen trostigen, klugen Händen!

Künstlerporträts vom Badischen Staatstheater

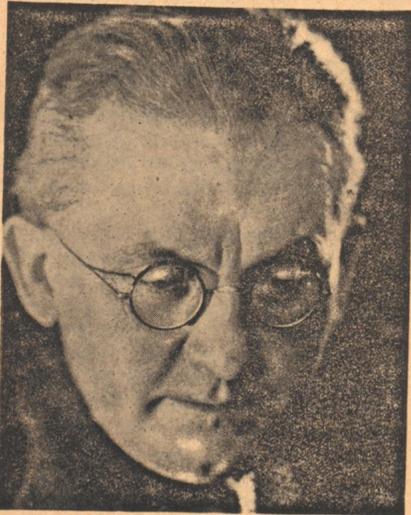
Die Opern- und Rampenlicht

Von Günther Röhrdanz

Der Weg zum Oberspielleiter

Zwischen Kasper- und Puppen-Theater

Wenn Felix Baumbach, der Oberspielleiter für das Schauspiel am Badischen Staatstheater, auch erst später zum Theater kam, so zeigte sich doch schon in den Spielen des Knaben eine frühe Neigung zum Theater, die man sich nicht nur aus dem Spieltrieb des Kindes erklären können, sondern die vielmehr für eine na-



Felix Baumbach

türliche Begabung, für eine Grundveranlagung für das Theater spricht. Die Mutter erzählte dem Jungen später, daß er still mit zwei Holzlöcher Stundenlang in der Ecke sitzen und sie im Dialog sich unterhalten lassen konnte. Mit 7 Jahren aber spielte er zusammen mit seinen Geschwister Märchen, zwar noch ohne jegliche Requisiten, aber mit der reichen Phantasie des Kindes. Und Felix spielte in diesen Darstellungen heute den bösen Prinzen, morgen den Wolf oder übernahm auch das Zwergengestirn. Mit dem Alter aber wuchsen auch die Ansprüche. Mit Gardinen, Teppichen und alten Kleidern wurden nun von den Kindern Märchen auf dem großen Söller des Elternhauses in Duisburg inszeniert. Mit den Kasperaufführungen des Kölner Hennische und mit dem Puppentheater eines alten Puppenpielers, der abends auf den Höfen der Häuser seine Vorstellungen gab, trat ein ganz neues Erlebnis in die Phantasiewelt der Kinder. Jetzt bauten sie sich selbst ein Puppentheater, für das Bruder Felix die Stücke schrieb und die Schwester geschäftstüchtig die Karten an Bekannte und Verwandte verkaufte.

Manchmal kommt es anders

Trotz der leidenschaftlichen Begeisterung für diese frühlichen Kinderspiele marschierte Felix Baumbach auch in der Schule immer in der vordersten Reihe. Als Obertertianer bekam er sogar unter den drei besten Jahresleistungen der Schule als Belohnung eine dreiwöchentliche Reise in die Schweiz und erlebte hier zum ersten Male die Berge. Die einmal erwachte Leidenschaft für die gigantische Größe der Bergriesen und die gewaltigen Maffive blieb von da ab in Felix Baumbach lebendig. Immer wieder hat ihn auch später die Schönheit der Natur angezogen und seine Ferien führten ihn meist in die geliebten Berge. Seine guten Schulkennntnisse aber sollten ihm wenige Zeit später gut zustatten kommen. Obwohl der Sohn ein Stipendium für das Studium der Chemie bekommen sollte, war es dem Vater, der ein wohlhabender Handwerksmeister war, aber einen Teil seines Vermögens eingebüßt hatte, nicht möglich, dem Sohn das Studium zu ermöglichen. Statt dessen baute Felix seine französischen und englischen Kenntnisse aus und übernahm schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit den Posten eines Korrespondenten in Hannover. Der Traum, zum Theater gehen zu können, war also noch nicht in Erfüllung

gegangen. Der Vater hätte auch von dieser Leidenschaft des Sohnes nichts erfahren dürfen, denn seine Zustimmung hätte er nicht gegeben, da dieser Beruf für ihn kein Broterwerb war. Die Mutter hatte es auch immer gut verstanden, den Widerstand des Vaters zu umgehen, indem sie ihm diese Neigung des Sohnes verheimlichte.

Das war die große Stunde

In Hannover aber kam dann eines Tages doch die Entscheidung, die ihn zur Bühne führte, der immer seine ganze Liebe gehört hatte. Dort war Felix Baumbach begeistertes Mitglied des Theatervereins „Italia“, in dem er nicht nur Rollen in den Liebhaberaufführungen übernahm, sondern auch eifrig Vorträge über Dichter und dramatische Werke hielt. In einer Aufführung aber sollte dann die große Stunde kommen. In einer dieser Aufführungen spielte Felix Baumbach einen Dr. Robin. In dieser Figur hält sich im Stück der berühmte Schauspieler Garric verborgen. Im Verlauf des Stückes bricht in Garric dann doch der Schauspieler durch und er spielt seinen berühmten Romeo in Shakespeares „Romeo und Julia“. Felix Baumbach hatte hier eine Art Doppelrolle übernommen. In der großen Anwesenheit an seine Wandlungsfähigkeit stellte. Daß er aber in der Rolle großen Eindruck gemacht hatte, konnte dem jungen Helben des Liebhaberspielers ein Brief zeigen, den er wenige Tage später von dem Schauspieler Peppier in Hannover bekam. Peppier erklärte sich bereit, den jungen Mann umsonst auszubilden. Als einziges Entgelt sollte Felix Baumbach ihm einen Brillantring schicken, wenn er Schauspieler geworden wäre. Daß sein Schüler diese Bedingung schon nach 4 Jahren würde einlösen können, wird sich Peppier damals kaum haben träumen lassen. Jetzt aber war für Felix Baumbach die Entscheidung gefallen; denn von nun an gehörte er dem Theater.

Glück muß man haben

Damit war aber noch lange nicht alles gewonnen. Damals mußte sich der junge Schauspieler bestimmte Kostüme, Wäsche und Schuhe, wie auch Perücken selbst halten. Womit aber sollte Felix Baumbach diese Schauspielerausrüstung kaufen? Die Eltern wußten noch gar nichts von der Entscheidung des Sohnes und sollten sie auch erst viel später erfahren, als ihr Sohn das erste gute Engagement nach Eberfeld bekam.

Das Glück aber war dem Jünger Italiens hold. Eines Abends ging er, es war gerade Abendessen und die Kaufleute waren eifrig mit dem Herunterlassen ihrer Rolläden beschäftigt, durch die Straßen Hannovers. In einem Zigarrenladen hingen draußen Lose von irgendeiner Lotterie. Nicht ohne Schwierigkeiten kaufte Felix Baumbach bei dem wenig entgegenkommenden Zigarrenhändler einen dieser Scheine. Acht Tage später aber wurde er morgens aus dem Bett geflingelt, und mit der freudigen Nachricht überrascht, daß er in der „Märchenburger Lotterie“ zwei Pferde gewonnen habe. Natürlich wurden die beiden Pferde, die auch dem schwermütigen Helben auf dem Theater ja nichts nützen konnten, sofort in die erforderliche Garderobe verwandelt und die Laufbahn konnte endgültig beginnen.

Eine verheißungsvolle Rolle

Wohl hatte ihm sein Lehrer Peppier ein Engagement in Göttingen verschafft, wohl hatte Felix Baumbach während seiner Lehrzeit in Hannover das Theater viel besucht, hatte auch in Magdeburg den berühmten Niemann als Fiorenza gesehen und gehört, aber nur kamen erst die



Die Liller Kriegsbrühne
Eine Szene aus „Pension Schöller“, mit der die Schauspieler, unter denen auch Felix Baumbach (halbrechts in der Mitte) ist, überall großen Erfolg hatten.

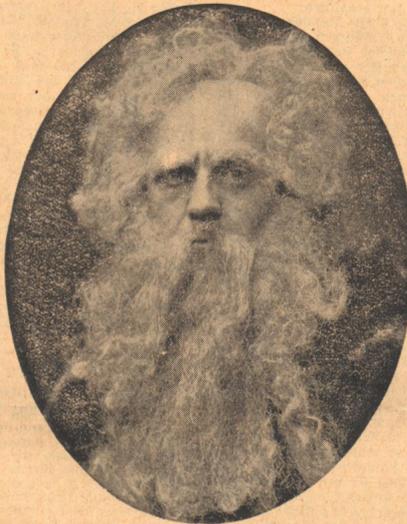
Anforderungen an die eigene Leistungskraft. Arbeit, Arbeit und noch einmal Arbeit hieß die Parole für Görtlis, denn sie mußte bei dem jungen Mann die langjährige Erfahrung ersetzen. Um 9 Uhr begannen die Proben und dauerten bis mittags um 3 Uhr. Dann hatten die Künstler frei, doch mußte mancher mit der Zeit nicht recht etwas anfangen, denn zum Kaffeekausitzen fehlte ihnen allen das Geld. Um 6 Uhr mußten sie auch schon wieder im Theater sein, um sich für die Abendvorstellung vorzubereiten. Nach der Abendvorstellung aber begannen gewöhnlich die Generalproben. Der durch seine Theatergeschichte bekannt gewordene Gregor war damals Intendant in Göttingen und Intendant mit Felix Baumbach die größeren Rollen persönlich ein. Da hat es an harter, entgegungsvoller Arbeit keinen Augenblick gefehlt, denn die Anforderungen, die Gregor stellte, waren nicht gering. Aber gelernt hat der junge Schauspieler dort sehr viel, und er hat das getan, was ihm bis dahin noch fehlte: er hat Erfahrungen gesammelt.

Ein glücklicher Zufall

Doch kamen für Felix Baumbach immer wieder feste Engagements. So in Magdeburg und auch in Würzburg. Hier hat er mit Adele Sandrod in der Rolle des Hamlet als Horatio aufzugepielt und sie an einem anderen Abend in der Rolle der Medea erlebt. Das Glück aber kam zum zweitenmal zu ihm, als er in Ems am Sommertheater engagiert war. Der berühmte Vortragsmeister des Wiener Burgtheaters Strauß kam nach Ems, um eine neue Heldin anzuhören, die für die Burg in Frage kam. Hier sah er Felix Baumbach. Am nächsten Tag lud er den jungen Künstler ins Hotel ein und richtete die entscheidenden Worte mit Vortragsmeistermienen und -stimme an ihn: „Junger Mann, ich habe sie gestern gehört. Sie werden von mir hören. Guten Morgen!“ Damit war Felix Baumbach wieder entlassen. Nach sechs Wochen aber kam die Aufforderung nach Karlsruhe. Und hier hat er alle großen Helben- und Charakterrollen der klassischen Literatur gespielt. 1917 wurde er Regisseur und 1923 Oberspielleiter, eine Tätigkeit, die ihn von da ab ganz in Anspruch nahm. Von da ab ist er auch selbst nicht mehr zum Schreiben gekommen. Vorher war seine dramatische Ballade „Sonnenwogen“ von Schilling-Ziemen vertont und von Motz in München aufgeführt worden, waren drei Einakter „Siegende Kraft“ von ihm über mehrere Bühnen gegangen. Doch mit seinem letzten Drama „Neue Wege“ hatte er das Unglück, daß bei der Generalprobe zu seinem Stück Bernhard Schims „Arzt am Scheidewege“ vorlag. Da hat sein Stück nicht viele Wiederholungen erlebt. Er mußte dem Engländer weichen.

Die Liller Kriegsbrühne

Während des Krieges war Felix Baumbach der Leiter einer kleinen Theatergruppe, die von Karlsruhe aus an der Ost- und an der Westfront mit kleinen Lustspielen reiste. Aus dieser Zeit stammt manches nette und frohe Erlebnis, die aber alle des tiefen Ernstes nicht entbehren. So waren die Künstler 1917 in Bresch-Krowitz. Die Stadt war völlig niedergebrannt. Oberhalb der Stadt lag auf einem Hügel das Oberkommando. Nach der Vorstellung sahen die Schauspieler noch mit den Soldaten aufkommen. Da überbrachte ein Offizier dem Chef des Generalstabs Generalmajor Hoffmann sehr aufgeregt eine Meldung, die Hoffmann seinen erkannten Jubelern dann mitteilte. Es sei gelungen, sagte er, eine Meldung aus der Luft anzufangen und zwar habe der Zar auf die Regierung verzichtet, was möglicherweise den Krieg beschleunigt beenden könnte. Daß diese Meldung ebenso großes Erstaunen über die Art ihrer Verbreitung wie Freude über ihren Inhalt auslöste, wird man voll verstehen können. Ein andermal hatten die Schauspieler in einer ihrer Vorstellungen einen frühlichen Zwischenfall. Sie spielten in einer Luftschiffhalle. Damit nun möglichst viel Zuschauer in dem Raum Platz hatten, waren viele der Soldaten auf die Querbalken der Halle gestiegen und hatten



Felix Baumbach als alter Faust

Es war damals die Zeit, da Virtuosen mit zwei bis drei Rollen durch ganz Deutschland reisten und ihre Vorstellungen in den besten Theatern aufzuführen. Einer dieser Virtuosen war Karl Sonntag, der als Dr. Weize auch nach Götting kam. Alles war in Erwartung auf der Probe. Da kam Karl Sonntag, begrüßte die „lieben Kollegen“ mit äußerster Höflichkeit und bemerkte mit einem Fingerzeig in den Vordergrund der Bühne: „Meine Herrschaften, ich pflege meist links vom Souffleurkasten zu stehen. Guten Morgen.“ Damit verstand er und die Probe war beendet. Wenn bei solcher Einstellung kein vernünftiges Zusammenspiel zustandekam und der Herr Gast am Abend vollkommen außerhalb der Spielgemeinschaft stand, brauchte man sich nicht zu wundern. Dieses Virtuosenstück hat sich dann auch sehr bald als völlig theaterfremd überlebt.

Eines Abends aber stand Felix Baumbach in einer sehr bewegten, an Auftritten reichen größeren Rolle auf der Bühne, und zwar als Oberregisseur. Das Stück aber hieß „Eine tolle Nacht“. Dann folgten schon in Götting viele große Rollen, darunter Faust und Dithello.

Der Partner hieß Matkowski

Als Gregor nach Eberfeld ging, nahm er Felix Baumbach mit und machte einen guten Vertrag mit ihm. Jetzt erst erfuhr die Eltern von dem Schritt ihres Sohnes, und für die Mutter war es keine besondere Ueberraschung, weil sie immer gewußt hatte, daß der Sohn eines Tages doch diesen Weg einschlagen würde, der Vater aber schaute vor allem nach der Waise und erklärte sich dann auch einverstanden. Man würde nun aber sehr sehr gehen, wollte man annehmen, Felix Baumbach wäre von nun an auf Rosen gebettet gewesen. So etwas gab es damals nicht im Schauspielereberuf, denn die meisten Theater spielten nur sechs Monate. Die andere Hälfte des Jahres waren die Künstler ohne Engagement und mußten sich schlecht und recht durchschlagen oder auf Tournee gehen. Trotz der harten Zeit, die gewöhnlich mit einer solchen Tournee verbunden war, fehlte es aber auch nicht an komischen Situationen auf den oft gänzlich unzulänglichen Bühnen kleiner Orte. So war bei einer Riesengebirgstournee, für die Felix Baumbach sich verpflichtet hatte und auf der an den oft leeren Wagen und an die Empfindsamkeit durch die Kälte die stärksten Ansprüche gestellt wurden, in einem Ort die Bühne so klein, daß derjenige, der auftreten wollte, die Seitentafel beiseitestellen, durch die Öffnung hindurchschlüpfen und dann die Kulisse wieder an ihren Platz stellen mußte. Daß solche Ereignisse die seriöse Wirkung einer Aufführung unterstrichen, wird sich jeder vorstellen können. Ein andermal war Baumbach für den Sommer mit Adalbert Matkowski zusammen in Ems engagiert. Auch hier war die Bühne nur klein und so stieß Felix Baumbach, der mit Matkowski zusammen einen Soldaten in irgendeinem Stück zu spielen hatte, aus Versehen mit seinem Gewehr an den Prospekt, so daß zur Freude des Publikums die darauf gemalte Landschaft zu wackeln begann. Matkowski witterte hier sofort ungeahnte Möglichkeiten für einen Lagererfolg und ließ sich seinerseits mit Wüßheit dauern an die Prospekte, so daß Architekturmäuler, Berge usw. erheblich zu schwanzen begannen, jedesmal von neuen Sachsalven des Publikums begleitet.



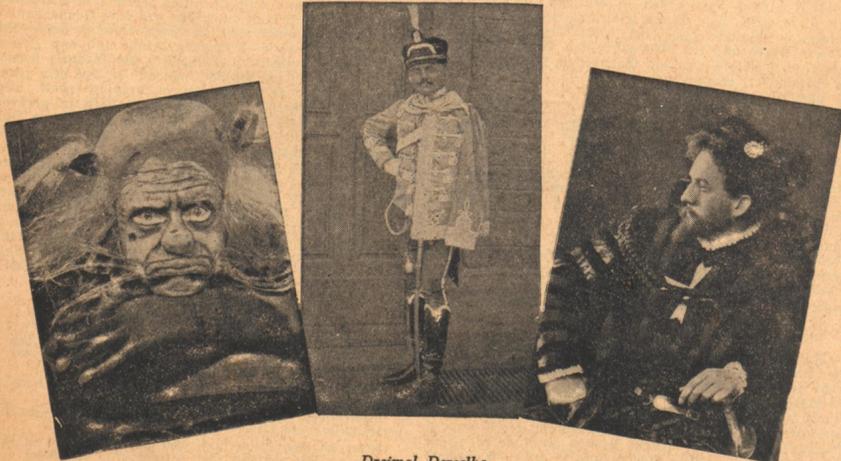
Baumbach als Wallenstein

sich dort oben sicher plaziert. Allerdings war dieser Sitz mehr lustig und hoch als sicher und bequem. Man mußte sich gut festhalten, damit man nicht in die unten sitzenden Zuschauer fiel. Möglichst unterbrach ein großer Lärm die Aufführung. Bei einem neuen Witz hatte einer der Soldaten vor Lachen das Festhalten vergessen und war von seinem Sitz in die Tiefe gefallen.

In solchen und vielen anderen Erlebnissen ist in Felix Baumbach diese Zeit noch was. Heute aber steht er vor neuen Aufgaben als Oberspielleiter am Staatstheater.

Nächsten Sonntag lesen wir:

Ulrich von der Trenck



Dreimal Derselbe

Felix Baumbach von links nach rechts als Nickelmann in „Versunkene Glocke“, als Leutnant in „Husarenfieber“ und als Posa in „Don Carlos“

Der hundertjährige Kampf um den Wunderstoff Aluminium

Metall aus LEHM

Ein Tatsachenbericht von Alex Büttner und Fred Feez

Copyright bei Francksche Verlagshandlung Stuttgart.

Aktes Kapitel worin ein Wasserfall eine Industrie begründen hilft!

Schon seit vielen Jahren bestand am Fuße des Rheinfalls bei dem Schweizer Dorf Neuhausen ein kleines Eisenwerk, das durch die Trefflichkeit seiner Produkte weitum bekannt war.

Wie wäre es, überlegten die Leiter der Gesellschaft in ihrer Not, wenn man statt des Eisens sich dem Aluminium zuwenden würde? Hier lagen die Rohstoffe, der Bauxit, weit näher, und die nötige elektrische Kraft würde Vater Rhein schon liefern.

Da kam eine böse Ueberlegung. Ein Sturm der Entrüstung erhob sich gegen das Projekt, mitten im landschaftlich einzigartigem Rheinfall fünfzehn hässliche Turbinenanlagen aufzubauen.

Das scheinbare Unglück wendete sich für die kühnen Projektanten zum Glück. Denn noch war die Zeit nicht reif.

Im Frankreich hing man mit abgöttischer Verehrung an Deville und hatte wenig Verständnis für irgendwelche Neuerungen.

Nicht mehr 15.000, sondern nur noch 800 Pferdestärken wollten sie jetzt dem Rhein entnehmen. Nicht mehr nach Kilos, sondern nach Tonnen würde die Produktion abgehen.

Im Frühjahr des Jahres 1888 wurde die Schweizerische Metallurgische Gesellschaft gegründet und das erste Werk bei Neuhausen zur Gewinnung von Aluminiumlegierungen errichtet.

Was das härteste Feuer im Hochofen, was alle Erkenntnisse der berühmtesten Chemiker nicht zuzugebracht, das vollbringt jetzt spielend der alte Vater Rhein mit seinen Fluten. Wasser ist es, das nun in der jungen Aluminiumhütte zu Neuhausen mit Hilfe der Elektrizität das Aluminium, die Tonerde, unmittelbar in ihre Elemente spaltet.

Der Rhein selbst tut das feine, um den Prozess so wirtschaftlich wie möglich zu gestalten. Andere Gewässer werden oft im Wechsel

der Jahreszeiten zu reisenden Strömen und dann wieder zu entkräftet dahingleitenden Bächen. Der Rhein aber hat im Bodensee einen sicheren Regulator, der ihn kriehhaft in immer gleicher Stärke über den mächtigen Fall bei Schaffhausen herabbrausen läßt.

Die Ruhe und Sicherheit, mit der die Fabrik arbeitet, ist verbäufelnd. Wenige Menschen genügen, um die ungeheure Kraft im Zuge zu halten. Nichts von dem Rausen, dem Rären und Geköse, wie es die Eisenhütten und Kohlenbergwerke erfüllt, ist hier zu spüren.



Die erste europäische Aluminiumhütte am Fuße des Rheinfalls bei Schaffhausen

In majestätischer Stille entsteht der kostbare Rohstoff Aluminium. Nur das Emporleuchten der mächtigen Flammen aus den Öfen, das Leuchten des blau-glühenden Metalls verrät dem Besucher, daß hier, mitten in einem Schicksalsknebel der Natur, Menschen unablässig am Werke sind, der Erde ein wertvolles neues Erz abzurufen.

Neuntes Kapitel

worin bei einem Krug Bier ein Konzern gegründet wird!

An einem Herbsttag desselben Jahres 1888 sitzen im Haderbräu zu Berlin vier Männer an einem großen runden Tisch. Sie haben jeder ein Maß besten Münchner Bieres vor sich, und jeder ein mit Zahlen gefülltes Notizbuch.

Der Kellner, der zwischen den blankgeschwetzten Tischen hin- und herläuft, schnappt wohl dann und wann ein paar Broden aus dem Lebkuchen gefüllten Gefäß auf, aber verstehen kann er nicht viel davon, denn das meiste klingt recht fremd und ausländisch für Berliner Ohren. Gutes Schwyzler Dösch und breiter bayrischer Dialekt beherrschen die Unterhaltung.

„Für aa Märchen han is gehalten“, lacht der dicke Oberst Haber und haut auf den Tisch, daß die Maßkrüge wackeln, „und wenn is biagt nit mit eignen Augen gseh häit“.

„Na Prokt!“

Es war kein leichter Gang für die Abgesandten der Schweizerischen Metallurgischen Gesellschaft gewesen, dieser Weg nach Berlin

nen Aluminium kam ein wüster schwarzer grauer Milchmaß zum Vorschein. Der gute Heroult in allen Ehren, aber irgendwo stimmte etwas nicht. Da bissen sie in Gottes Namen in den lauren Apfel und fuhren selbster nach Berlin, die Herren Haber und Naville, um mal nachzusehen, was denn an den Gerüchten nun wirklich wahr sei, die lachte er, und dann immer lauter von der Spree zum Rheinfall geflattert waren. Na, jetzt mußten sie ja Weisheit!

„Es liegt natürlich“, sagte Direktor Schindler und entzündete umständlich eine Kohlenröhrenschwarze Pfeife, „es liegt natürlich ganz bei Ihnen, meine Herren: miteinander oder gegeneinander! Sie haben Ihren Rheinfall, haben dadurch billigen Strom, und haben die Erfahrung. Wir haben das Kapital und haben... na, denn zum Wohl, Herr Kiliiani!“

Der junge Münchner, der als Bierier am Tische saß, schraf leicht zusammen. Er war mit seinen Gedanken weit fort gewesen. Im fernem Würzburg vielleicht, wo die Braut seiner harrie... oder in seinem stillen Laboratorium an der Ackerstraße, wo er den Schweizer Besuchern erst vor ein paar Stunden sein entscheidendes Experiment vorgeführt hatte.

„Ich kann eigentlich gar nichts dafür“, sagte er in seiner leisen, beschämten Art, „ich wollte ja eigentlich Bauingenieur werden. Erst in München bei Hoffardt kam ich zur Hüttenkunde und dann zur Elektrolyse. An

Aluminium dachte ich natürlich damals noch nicht, mehr an Zink.“

„Herr Kiliiani schrieb schon mit sechszwanzig Jahren ein Werk über die Zinngewinnung durch Elektrolyse“, warf Direktor Schindler ein und betonte das so, als habe er selbst daran mitgearbeitet. Die Schweizer nickten.

„Als ich dann zur Edisongesellschaft, also zur letzten AEG, hierherkam“, fuhr Kiliiani fort, „mußte ich natürlich zunächst im Glühlampen-Labor arbeiten. Wir sind ja schließlich in erster Linie eine Elektrizitätsgesellschaft. Aber daneben machte ich immer noch meine Elektrolyse-Versuche, erst mit Zink, dann mit Kupferlegierungen, und schließlich mit Krystall...“

In diesem Augenblick stellte der Kellner vier neue Maßkrüge auf den Tisch und hörte das fremdartige Wort — — — Krystall? ... Was war das nun wieder? Merkwürdige Witternachtsgäste! Er konnte ja nicht ahnen, daß hier, im stillen Haderbräu zu Berlin, an einem gewöhnlichen Bierisch sich das Geschick der europäischen Aluminium-Industrie entschied.

Noch mußte ja kein Mensch, daß vor wenigen Wochen dem knapp dreißigjährigen Münchner Chemiker Martinus Kiliiani im Laboratorium der AEG, die Lösung des Problems gelungen war, das auch Heroult samt den Wasserkraften des Rheins nicht hatte zwingen können: die elektrolytische Gewinnung des Metallaluminiums.

Die beherztige Klugheit der Deutschen und der Schweizer Finanziers vermied in jenen Tagen einen Konkurrenzkampf und führte im Spätherbst des Jahres 1888 zur Gründung der Aluminium-Industrie A.G. mit dem Sitz in Zürich, mit der Fabrik am Rheinfall zu Schaffhausen, aber unter Leitung des jungen Deutschen Dr. Martin Kiliiani!

Unter seiner genialen Leitung entwickelt sich das Werk zu Neuhausen aufsehens zu einem Unternehmen von Weltkraft. Und Anfang der neunziger Jahre legt dann schlagartig in allen Ländern der Erde die Entdeckung der Aluminium-Industrie ein. Jetzt entlockt ihr der Mann gebrochen, der die Finanzgewaltigen davon abhielt, ihr Geld in ein Spekulationsunternehmen zu stecken, dessen Rentabilität höchst unsicher schien. Die Pilze aus der Erde wachsen die Fabriken empor, vor allem in den Ländern, die von der Natur unterwerdet mit dem nötigen Rohstoff oder mit Stromliefernden, riesigen Wasserkraften begünstigt sind.

Eine neue Weltindustrie ist entstanden! Mit Hütten und Elektrolysewerken, mit Gruben und Walzwerken, mit Aktiengesellschaften, Konzernen und Trusts.

700 Kilogramm Aluminium hatte Deville im Jahre 1860 in seiner Fabrik zu Nateres erzeugt. Es genügte damals freilich, um den ganzen Bedarf der Welt zu decken. Vierzig Jahre später, um die Jahrhundertwende produzierten allein die französischen Fabriken eine Million Kilogramm. Neuhausen, das nach Kiliianis alljährlichem Tode weiterwächst, stellt allein zweieinhalb Millionen jährlich her! Der amerikanische Trust 32 Millionen Kilogramm, und die englisch-norwegische Industrie noch einmal über eine halbe Million!

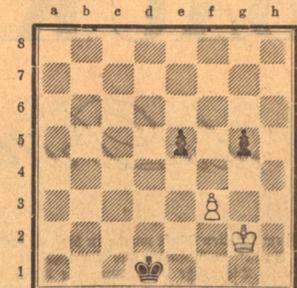
Von 700 Kilogramm zu mehr als 7 Millionen. Welch ein gewaltiger Schritt! Jetzt erst kann man wirklich sagen, daß das Aluminium für die Menschheit gefunden ist.

(Fortsetzung folgt.)

Schach

Leitung: Badischer Schachverband, Theo Weißinger, Durlach, Scheffelstraße 7, Folge 51 18. Dezember 1938.

Opposition oder kritische Felder? Fortsetzung und Schluß



Weiß am Zuge macht remis!

Zum Schluß bringen wir eine Stellung, wie sie in der praktischen Partie sehr leicht vorkommen kann. Wer die Stellung in dem obigen Beispiel nicht kennt, wird ohne weiteres die Partie verlieren. Die kritischen (entscheidenden) Felder sind hier f1, f2 und f3. Weiß muß so stehen, daß er den Schwarzen verhindert, eines dieser 3 Felder zu betreten. Gelingt ihm dies, so ist die Partie remis, im andern Falle verloren.

Die Aufgabenstellung ist also folgende: Man berechne nicht, wie man die Opposition erlangt, sondern man schaut nach den kritischen (entscheidenden) Feldern. Gelingt es dem Angreifenden, eines derselben zu betreten — wobei man beachten muß, welches am leichtesten zu erreichen ist —, so gewinnt er auch; kann aber der Verteidiger den Angreifer am Betreten der kritischen Felder hindern, so bleibt die Partie remis.

Wer hat richtig gelöst?

Lösung der Aufgabe Nr. 28 von F. Neumann (S. 107-108, 11. Bd., 67, 68, 69; S. 116-117, 2. Bd., 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 155, 156, 157, 158, 159, 160, 161, 162, 163, 164, 165, 166, 167, 168, 169, 170, 171, 172, 173, 174, 175, 176, 177, 178, 179, 180, 181, 182, 183, 184, 185, 186, 187, 188, 189, 190, 191, 192, 193, 194, 195, 196, 197, 198, 199, 200, 201, 202, 203, 204, 205, 206, 207, 208, 209, 210, 211, 212, 213, 214, 215, 216, 217, 218, 219, 220, 221, 222, 223, 224, 225, 226, 227, 228, 229, 230, 231, 232, 233, 234, 235, 236, 237, 238, 239, 240, 241, 242, 243, 244, 245, 246, 247, 248, 249, 250, 251, 252, 253, 254, 255, 256, 257, 258, 259, 260, 261, 262, 263, 264, 265, 266, 267, 268, 269, 270, 271, 272, 273, 274, 275, 276, 277, 278, 279, 280, 281, 282, 283, 284, 285, 286, 287, 288, 289, 290, 291, 292, 293, 294, 295, 296, 297, 298, 299, 300, 301, 302, 303, 304, 305, 306, 307, 308, 309, 310, 311, 312, 313, 314, 315, 316, 317, 318, 319, 320, 321, 322, 323, 324, 325, 326, 327, 328, 329, 330, 331, 332, 333, 334, 335, 336, 337, 338, 339, 340, 341, 342, 343, 344, 345, 346, 347, 348, 349, 350, 351, 352, 353, 354, 355, 356, 357, 358, 359, 360, 361, 362, 363, 364, 365, 366, 367, 368, 369, 370, 371, 372, 373, 374, 375, 376, 377, 378, 379, 380, 381, 382, 383, 384, 385, 386, 387, 388, 389, 390, 391, 392, 393, 394, 395, 396, 397, 398, 399, 400, 401, 402, 403, 404, 405, 406, 407, 408, 409, 410, 411, 412, 413, 414, 415, 416, 417, 418, 419, 420, 421, 422, 423, 424, 425, 426, 427, 428, 429, 430, 431, 432, 433, 434, 435, 436, 437, 438, 439, 440, 441, 442, 443, 444, 445, 446, 447, 448, 449, 450, 451, 452, 453, 454, 455, 456, 457, 458, 459, 460, 461, 462, 463, 464, 465, 466, 467, 468, 469, 470, 471, 472, 473, 474, 475, 476, 477, 478, 479, 480, 481, 482, 483, 484, 485, 486, 487, 488, 489, 490, 491, 492, 493, 494, 495, 496, 497, 498, 499, 500, 501, 502, 503, 504, 505, 506, 507, 508, 509, 510, 511, 512, 513, 514, 515, 516, 517, 518, 519, 520, 521, 522, 523, 524, 525, 526, 527, 528, 529, 530, 531, 532, 533, 534, 535, 536, 537, 538, 539, 540, 541, 542, 543, 544, 545, 546, 547, 548, 549, 550, 551, 552, 553, 554, 555, 556, 557, 558, 559, 560, 561, 562, 563, 564, 565, 566, 567, 568, 569, 570, 571, 572, 573, 574, 575, 576, 577, 578, 579, 580, 581, 582, 583, 584, 585, 586, 587, 588, 589, 590, 591, 592, 593, 594, 595, 596, 597, 598, 599, 600, 601, 602, 603, 604, 605, 606, 607, 608, 609, 610, 611, 612, 613, 614, 615, 616, 617, 618, 619, 620, 621, 622, 623, 624, 625, 626, 627, 628, 629, 630, 631, 632, 633, 634, 635, 636, 637, 638, 639, 640, 641, 642, 643, 644, 645, 646, 647, 648, 649, 650, 651, 652, 653, 654, 655, 656, 657, 658, 659, 660, 661, 662, 663, 664, 665, 666, 667, 668, 669, 670, 671, 672, 673, 674, 675, 676, 677, 678, 679, 680, 681, 682, 683, 684, 685, 686, 687, 688, 689, 690, 691, 692, 693, 694, 695, 696, 697, 698, 699, 700, 701, 702, 703, 704, 705, 706, 707, 708, 709, 710, 711, 712, 713, 714, 715, 716, 717, 718, 719, 720, 721, 722, 723, 724, 725, 726, 727, 728, 729, 730, 731, 732, 733, 734, 735, 736, 737, 738, 739, 740, 741, 742, 743, 744, 745, 746, 747, 748, 749, 750, 751, 752, 753, 754, 755, 756, 757, 758, 759, 760, 761, 762, 763, 764, 765, 766, 767, 768, 769, 770, 771, 772, 773, 774, 775, 776, 777, 778, 779, 780, 781, 782, 783, 784, 785, 786, 787, 788, 789, 790, 791, 792, 793, 794, 795, 796, 797, 798, 799, 800, 801, 802, 803, 804, 805, 806, 807, 808, 809, 810, 811, 812, 813, 814, 815, 816, 817, 818, 819, 820, 821, 822, 823, 824, 825, 826, 827, 828, 829, 830, 831, 832, 833, 834, 835, 836, 837, 838, 839, 840, 841, 842, 843, 844, 845, 846, 847, 848, 849, 850, 851, 852, 853, 854, 855, 856, 857, 858, 859, 860, 861, 862, 863, 864, 865, 866, 867, 868, 869, 870, 871, 872, 873, 874, 875, 876, 877, 878, 879, 880, 881, 882, 883, 884, 885, 886, 887, 888, 889, 890, 891, 892, 893, 894, 895, 896, 897, 898, 899, 900, 901, 902, 903, 904, 905, 906, 907, 908, 909, 910, 911, 912, 913, 914, 915, 916, 917, 918, 919, 920, 921, 922, 923, 924, 925, 926, 927, 928, 929, 930, 931, 932, 933, 934, 935, 936, 937, 938, 939, 940, 941, 942, 943, 944, 945, 946, 947, 948, 949, 950, 951, 952, 953, 954, 955, 956, 957, 958, 959, 960, 961, 962, 963, 964, 965, 966, 967, 968, 969, 970, 971, 972, 973, 974, 975, 976, 977, 978, 979, 980, 981, 982, 983, 984, 985, 986, 987, 988, 989, 990, 991, 992, 993, 994, 995, 996, 997, 998, 999, 1000.

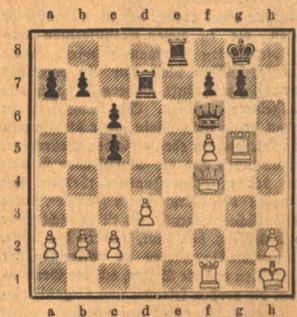
Verschiedene Einkinder, die die Lösung nicht fanden, hielten die Aufgabe für falsch. 1. Dd7? h2! kein Matt. Oder 1. Dd7? h1! 2. Dd4? e2-e1! kein Matt.

Nichtige Lösungen landten ein: Robert Filder, Oskar Ruitardt, Karl Huber, Franz Went, Willi Weiler, Karlsruhe; Dr. Vinber, Pforzheim; Kurt Jimmel, V-Baden; Karl Bonhage, Durlach i. R.; E. Schädle, Offenburg; V. Dallinger, Durmersheim.

Stadtmesserschaft von Pforzheim

Bruno Bader zum 3. Male Sieger

Alle 2 Jahre spielen die Pforzheimer Vereine um die Stadtmesserschaft nach dem Schweizer System. Wertvolle Preise winken immer den Siegern, was bei der Goldstadt nicht verwunderlich ist. Vor kurzem ging das diesjährige Turnier zu Ende. Stadtmesserschaft wurde nun zum 3. Male der Klubmeister des Pforzheimer Schachklubs, Bruno Bader, der mit 6 Punkten aus 7 Partien siegte und damit Besitzer des Wanderpreises wird. Der Zufall wollte es, daß gleich 6 Spieler mit 5 Punkten die nächsten Preise teilten, was sonst selten vorkommt. Unter diesen ist auch der Landeskaffier W. Riede, der nicht nur finanziell, sondern auch spielerisch ist. In einer Partie (abgeschlossenes Remis) gegen Hipp kommt es nach 28 Zügen zu folgender Stellung:



Weiß: W. Riede

28. ... Td6:b2?? Wenn das Haus brennt, darf man nicht auf Raub ausgehen! 29. f5-f6! g7-g6 30. Tg5:g6+! f7:g6 31. f6-f7+! Schwarz gibt auf.

SILBENRÄTSEL

a - a - a - beau - har - cul - dank - ein - en - ern - fa - fest - ga - haus - haus - haus - i - kom - la - leih - li - lu - lug - ma - mi - nim - rad - sa - schlacht - sow - te - te - ti - tor

- 1. Hier hat schon manches Tier sein Leben für dich, o Mensch, dahingegen. 2. Der Ort, der am Nwischen Meer, ist wohl zu finden nicht sehr schwer. 3. Wohl jedem Christen ist das Land durch Jesu Wirken gut bekannt. 4. Und ist das Haus auch noch so klein, hier wohnt sich's sicherlich sehr fein. 5. Ein solcher Weidmann hat vom Jagen noch nie genug nach Haus getragen. 6. Gestalt aus einem Bühnenstück, von Schiller, so nun rat' mit Glück! 7. Von dieser urwäldischen Stadt ein jeder schon gehört wohl hat. 8. Ein Gebäud ist zu entdecken. 9. Nur Meisterstück sind seine Weigen, Gemusch, erklingen sie zum Reigen! 10. Wer hier gibt seine Sachen ab, dem ist die Kasse sicher knapp! 11. Man wird's dem Mömer nie verzeihen, daß er ein großer Freund vom Essen. 12. Die schwerste Arbeit ist vorbei, nun kommt zu Spiel und Tanz herbei!

Anfangs- und Endbuchstaben der zu suchenden 12 Wörter nennen einen Sinnspruch (es gilt als nur 1 Buchstabe).

- 1. _____ 2. _____ 3. _____ 4. _____ 5. _____ 6. _____ 7. _____ 8. _____ 9. _____ 10. _____ 11. _____ 12. _____

Scherzrätsel

Wenn's groß ist, nennt man's anders. Denn jählich ist's und klein, und blüht es uns entgegen. So läßt's zu - Etwas ein, Es ist, was Frauen jieret,

Was jede gerne hat, Doch wenn's das Herz verliert, Wird's eine schöne Stadt.

Bilderrätsel



Wer hat richtig erraten?

Kreuzworträtsel. Waagrecht: 1. Aua, 4. Saag, 7. Juhu, 8. Kamei, 9. Rebe, 10. Salsal, 11. Bario, 13. Ant, 16. Ural, 19. Ural, 21. Sebus, 22. Beer, 23. Ader, 24. Orna. - Senkrecht: 1. Auz, 2. Deneb, 3. Augen, 4. Saba, 5. Sora, 6. Ein, 8. Roton, 12. Janus, 14. Tulle, 15. Auen, 16. Orna, 17. Nies, 18. Amur, 20. Ura.

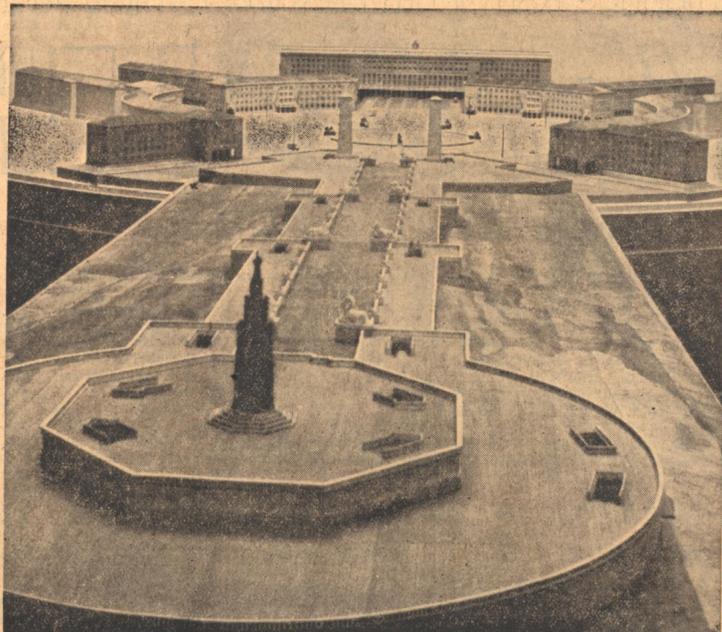
Silbenrätsel. 1. Darwin, 2. Andus, 3. Ostfobeth, 4. Norwegen, 5. Arbeitsdienst, 6. Sarnel, 7. Cedeb, 8. Hieroglyphen, 9. Ornis, 10. Romulus, 11. Coart, 12. Jago, 13. Bierleib, 14. Einbader. - Die Rätsel sind vertrieben den Wagen.



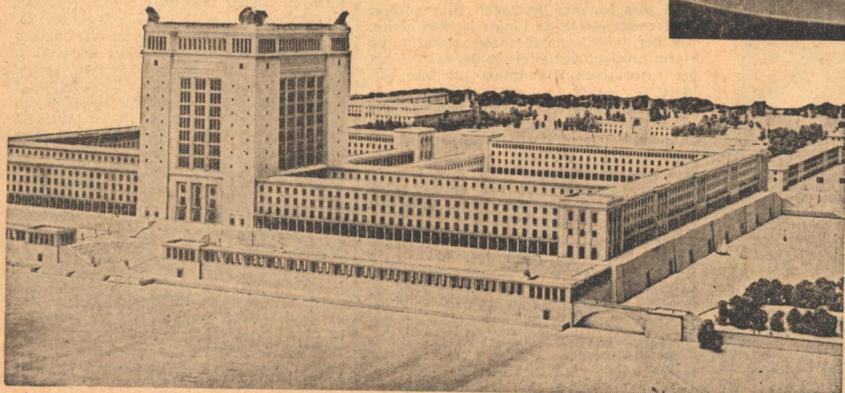
Dr. Martin Kiliiani, der Erfinder des Reinaluminiums, von dem heute unser Tatsachenbericht erzählt. Aufnahmen: Büttner-Archiv (2)

Monumentale BAUKUNST des Dritten Reiches

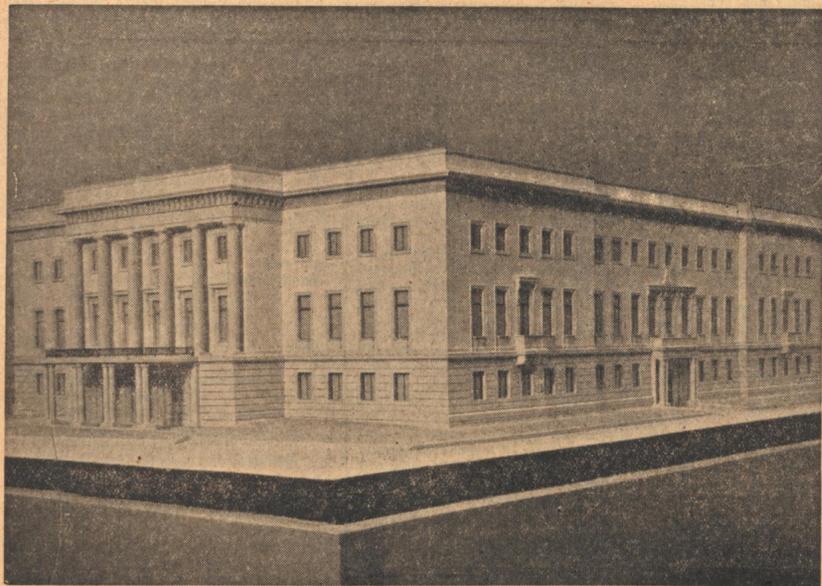
Zum zweiten Male wurde in diesem Jahr durch den Führer im „Haus der Deutschen Kunst“ in München die Deutsche Architektur- und Kunsthandwerksausstellung eröffnet. Die große Bedeutung, die dieser Schau zukommt, kann man schon daran erkennen, daß der Führer selbst bei der Eröffnung das Wort ergriffen und die Fragen der deutschen Baukunst in klaren Sätzen umrissen hat. Daß es aber nicht etwa nur bei grundsätzlichen Ausführungen bleibt, sondern daß der nächste Schritt schon zur Inangriffnahme der großen Bauvorhaben führt, davon konnten wir uns an den schon durchgeführten Planungen überzeugen. Und wenn einst davon gesprochen wurde, daß unsere große Gegenwart nur in der monumentalen Baukunst ihren sinn-



Gigantisch, wie der Flughafen Tempelhof, der größte Europas, wird auch die Platzgestaltung davor sein. Unser Bild zeigt, wie das künftige Berlin den im Flugzeug Ankommenden empfangen wird



Modell der Hohen Schule der Partei am Chiemsee nach einem Entwurf von Professor Giesler



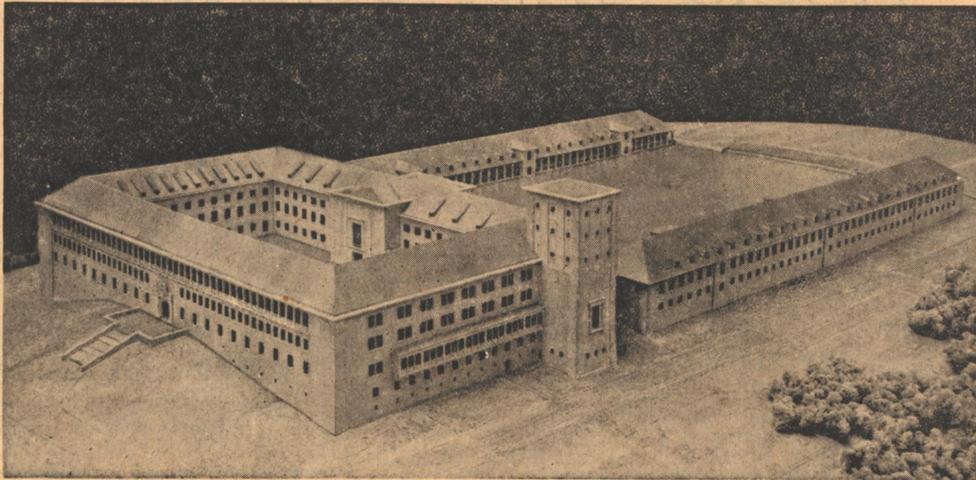
Der geplante Neubau der italienischen Botschaft in Berlin



Eine der ragenden Eingangshallen vom Neubau der Reichskanzlei in Berlin nach dem Entwurf von Professor Speer

Aufnahmen: Hofmann (2), Scherl, Erika Schmauß, Nortz

fälligen Ausdruck finden könne, so bestätigt sich heute schon die Wahrheit dieser gerade anfangs von manchem Kleingläubigen behaupteten Behauptung. Wir sehen an den großen Modellen in der diesjährigen Ausstellung, daß die schon vollendeten Bauwerke erst den Anfang einer großen deutschen Bauepoche bedeuten, die in diesen Monumenten aus Stein die Zeiten überdauern wird. Diese Bauwerke bleiben nicht auf ein einzelnes Lebensgebiet beschränkt, sondern sie haben alle Lebensgebiete ergriffen. Wir bewundern in München heute nicht allein mehr die Bauten der Partei, sondern ebenso die der Wehrmacht, die Planungen für die umfassenden Gestaltungen der deutschen Jugendherbergen, für die Bauten von „Kraft durch Freude“, sowie des öffentlichen Lebens. Es ist ja nicht mehr allein das Reich, das baut, sondern der Wille, sich in großen Bauwerken zu vereinigen, hat übergreifen auf die Städte, auf die Gemeinden, auf die großen Firmen und Organisationen. So entstehen unter den Händen tausender Arbeiter Meisterwerke einer Baukunst, die sprechen werden von dem Ewigkeitswillen des Volkes, dem sie gehören.



Auch für die Jugend, die Zukunft unseres Volkes, werden Bauten errichtet, die nicht nur zweckmäßig in ihren inneren Einrichtungen, sondern auch gewaltig in ihrer äußeren Anlage sein werden. Unser Bild zeigt das Modell der Adolf-Hitler-Schule Hesselberg nach einem Entwurf von Julius Schulte-Frohling

Verantwortlich für Text und Bild: Dr. Günther Koppmann und Fred Beer, Rastatt

Lachen am Wochenende



„Regnet's draußen noch, Herr Ober?“
„Bedauere, ist nicht mein Revier!“
S. Wille (Scherl-M.)

Das schlaue Zimmermädchen

Unter den Gästen eines fashionablen Westend-Hotels befand sich eine junge Barmerstochter, die jeden Abend, wie der Wirt zu seinem Erlaunen merkte, einen Krug Wasser aus der Küche holte und damit dann in ihr Zimmer zurückkehrte. Eines Abends fragte er sie, warum sie nicht klingelt, damit das Zimmermädchen ihr das Wasser brächte. „In meinem Zimmer befindet sich keine Klingel“, sagte die junge Dame. „Keine Klingel in Ihrem Zimmer, gnädiges Fräulein? Erlauben Sie, daß ich sie Ihnen zeige!“ Damit nahm er ihr den Wasserkrug ab und begleitete sie nach ihrem Zimmer, wo er sie auf den Knopf der elektrischen Klingel aufmerksam machte. Sie drückte den Knopf entsetzt an und rief: „Um Gotteswillen! Das ist doch keine Klingel! Das Zimmermädchen sagte mir, es sei das Feuerignal, und ich sollte niemals daran rühren, ausgenommen, wenn es brennt.“
„Brooklyn Daily Eagle“



„Ich denke, an deinem Stammtisch geht es immer so lustig zu, Eduard?“
S. Danefe (Scherl-M.)

Er weiß Bescheid

Lehrer: „Wenn jemand Unrecht hat und gibt nach, so ist dies ein kluger Mann; wenn aber jemand nachgibt, trotzdem er im Recht ist, was ist der?“
Früher: „Der ist verheiratet, Herr Lehrer!“

Eine höfliche Grobheit

„Sie halten mich wohl für einen Trottel?“
„Nein; aber ich kann mich irren!“
„Weston Reader“



Etwas kompliziert
„In welchem Monat sind Sie geboren?“
„Im Juli!“
„Ach, da sind Sie wohl ein Krebs?“
„Nein, ich bin ein Löwe!“
S. Krenzel (Scherl-M.)